

KATRIN WEBER

mit Stefan Schwarz

SIE
WERDEN
LACHEN

Größtenteils
schonungslose
Erinnerungen

a

aufbau



KATRIN WEBER

mit Stefan Schwarz

SIE
WERDEN
LACHEN

Größtenteils
schonungslose
Erinnerungen

a

aufbau



Über Katrin Weber

Katrin Weber **geboren in Plauen (Vogtland), studierte an der Hochschule für Musik in Dresden.**

Zahlreiche Hauptrollen, u. a. in »My Fair Lady«, »Cabaret« und »Evita«.

Neben ihren Kabarett-Soloprogrammen ist sie im MDR als Sängerin und

Moderatorin zu sehen.

Stefan Schwarz wurde mit
**Kolumnen und Satire-
Romanen über das
zeitgenössische
Familienleben aus der Sicht
von Männern bekannt
(»Hüftkreisen mit Nancy«,
»Die Großrussin«). Schwarz
lebt in Leipzig.**

Informationen zum Buch

**Zwischen Cremetöpfchen
und Fettnäpfchen: Die
wirklich ganze Wahrheit
über die lustigste Frau
Sachsens**

**Katrin Weber ist einer der
hellsten Sterne am
sächsischen**

Kabarettthimmel. Zusammen mit Bestsellerautor Stefan Schwarz plaudert sie aus ihrem Leben zwischen den Gipfeln und Abgründen des Bühnenlebens - größtenteils ehrlich und umwerfend komisch. Sie werden lachen. Garantiert.

Die kleine Katrin hatte es schwer. Zu dick, zu langsam, zu dusselig:

**Stehen, Laufen, Sprechen,
Singen, die Liebe - mit
allem war sie später dran
als ihre Altersgenossen. Bis
aus dem hässlichen Entlein
im Kindergarten des VEB
Narva Glühlampenwerkes
Plauen der strahlend
schöne Schwan im
Scheinwerferlicht der
sächsischen Bühnen wurde.
Mit Witz, Charme und
sächsischer Schnauze**

glänzt Katrin Weber nach ihrer Gesangsausbildung und zahlreichen Musical- und Fernsehrollen heute überwiegend im Kabarett. »Schwarze Augen - Eine Nacht im Russenpuff«, »Solo« und »Nicht zu fassen« heißen ihre umjubelten Programme. Außerdem steht sie als Entertainerin und Sängerin auf der Bühne. In ihrem

ersten Buch erzählt Katrin Weber von den Gipfeln und Abgründen des Showlebens.

»Katrin Weber ist auf der Bühne eine Diva, die blitzschnell in die Komik kippen kann. Eben ist sie noch eine Frau, die sich total daneben benimmt, und schon glänzt sie als Grande Dame. Ich habe noch nie mit jemandem so viel

gelacht wie mit ihr.« *Bernd-
Lutz Lange*

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

**Einmal im Monat
informieren wir Sie
über**

- die besten**

Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm

- **Lesungen und
Veranstaltungen
rund um unsere
Bücher**
- **Neuigkeiten über
unsere Autoren**
- **Videos, Lese- und
Hörproben**
- **attraktive**

**Gewinnspiele,
Aktionen und vieles
mehr**

**Folgen Sie uns auf
Facebook, um stets
aktuelle Informationen
über uns und unsere
Autoren zu erhalten:
<https://www.facebook.com/>**

Registrieren Sie

sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

**Unter allen Neu-
Anmeldungen verlosen
wir
jeden Monat ein
Novitäten-Buchpaket!**

Katrin Weber

mit Stefan Schwarz

**Sie werden
lachen**

Größtenteils

schonungslose

Erinnerungen

a aufbau *digital*

Inhaltsübersicht

Über Autorvorname

Autornachname

Informationen zum Buch

Newsletter

Frank oder Katrin? Eine

kleine, aber vielsagende

Vorgeschichte von Stefan

Schwarz

Geboren – angefroren

Westend Girl

**Mit dem Muttiheft im
ungeheizten Klo**

Ungeküsst am

**Wasserflohteich oder Sie
suchten Liebe und fanden
nur Stecknadeln!**

**Die Nachtigall vom
Comeniusberg**

**Bandkasper oder Was
rasselt nachts durch
Plauen?**

**Was stimmt mit dieser
Stimme nicht?**

**»Wat ham'se dir eijentlich
in der Schule beijebracht?«**

**Der erste Bus fährt ohne
mich – und der zweite auch**

**Na, dann! Herzlichen
Glückwunsch!**

**Das Licht geht aus
Jesuslatschen und
Zahnlücken**

Eine Nacht im Russenpuff

**»Hammor nich'n scheen'
Beruf?«**

Nachwort

Impressum

Frank oder Katrin?

**Eine kleine, aber
vielsagende Vorgeschichte
von Stefan Schwarz**

**Es war einmal ein
Spermium, das hieß Frank.
Das ist jetzt ein bisschen
unglücklich formuliert,**

**aber es trifft doch den Kern
der Sache. Denn natürlich
hieß das Spermium nicht
so, sondern das, was aus
ihm geworden wäre, hätte
später Frank geheißen. Sie
merken aber schon an
dieser seufzenden
Wortwahl, dass es mit dem
Spermium, das später Frank
geheißen hätte, nicht gut
ausgehen wird. Hängen Sie
also nicht Ihr Herz dran!**

Außerdem war es ja auch nicht das einzige Spermium, das später Frank heißen hätte. Viele ebenso Einzigartige waren mit ihm zusammen unterwegs, um später, wenn möglich, Frank zu heißen. Sie müssen sich mal die Verwirrung vorstellen, die ausbrach, als ein Spermium das andere fragte: »Und du? Weißt du schon, was du

**später mal werden willst?«,
und das so Angesprochene
stolz antwortete: »Ich will
ein Junge werden und
Frank heißen!« Ein paar
Millionen Köpfe gingen in
diesem Moment herum und
alle schrien los: »Hä? Ich
will aber auch ein Junge
werden und Frank heißen!«
Und kaum, dass sie es
geschrien hatten,
drängelten sie los. Jeder**

wollte der Erste sein.

**Lassen Sie dieses Bild
ruhig einmal auf sich
wirken. Ist es nicht ein
Gleichnis unseres ganzen
Lebens? Obwohl alle
Menschen gleich sind,
wollen alle was Besonderes
sein. Verrückt, nicht?**

**Aber zurück zu unserem
Spermium, denn dieses war
nach langem Drängeln und
Schwänzeln ganz vorne**

**dran. Schon flimmerte das
Rund der Eizelle vor ihm,
und das Spermium wusste
jetzt, es würde sie als Erster
und damit auch als Einziger
befruchten, um ein Frank
zu werden! Es hatte diesen
mörderischen Wettbewerb
gewonnen! Alle anderen
würden sterben! Es würde
leben. Als Frank. Immer
schlank und niemals krank.
Der Frank. Der mit dem**

**Geld auf der Bank. Der mit
dem Anzug im Schrank. Der
mit dem Sprit im Tank.
Einfach Frank.**

**Aber in diesem Moment
hörte das Spermium, das
später Frank heißen
hätte, eine Stimme. Keine
dieser murmelnden,
nuschelnden Stimmen, die
es in den Stunden zuvor
gehört hatte. Nein, eine
Stimme wie eine singende**

**Säge, stählern und
kapriziös, pöbelte hinter
ihm herum: »Sie brauchen
überhaupt nicht so
beleidigt zu gucken! Ich
habe Sie höflich gebeten,
etwas beiseite zu
schwimmen, und mir nicht
mit Ihrem Hinterteil in
meinem Gesicht
herumzuwedeln! Eine
Zumutung! Doch! Das ist
mir zu dicht! Ich möchte**

das nicht! Ich muss etwas Abstand gewinnen! Ja, ich bin auch erschöpft. Reden Sie nicht: Ich bin genauso lange unterwegs wie Sie! ...«

Ungläubig sah sich unser Möchtegern-Frank um. Und dann sah er es: Ein aufgeregzt zappelndes Spermium drängelte sich durch die vordersten Reihen. Ein völlig

**neurotisches, aber offenbar
nicht sehr schüchternes
Spermium, das offenbar an
Platzangst litt! Hatte es so
was schon mal gegeben?
Fassungslos starrte unser
Spitzenspermium, das Sie
hoffentlich nicht doch
schon ein bisschen
liebgewonnen haben, auf
das Zickenspermium hinter
ihm. Und wie es so starrte,
merkte es gar nicht, wie**

**sich seine
Schwimmbewegungen
verlangsamen und es ein
bisschen aus der Spur
geriet. Erst als die riesige
runde Eizelle wie ein Planet
an ihm vorüberglitt, begriff
das Spermium, dass aus ihm
nicht der beste Frank aller
Zeiten werden würde,
sondern es endgültig vom
Kurs abgekommen war. Das
Letzte, was es hörte, war der**

**Koloratur Sopran des
Zickenspermiums, das ihm
hinterherrief: »Hallo junger
Mann, wo wollen Sie denn
hin? Hier spielt die Musik!
Hat man da noch Worte!
Schwimmt der einfach
vorbei! Na gut, dann mache
ich das hier mal klar, oder?
Was dagegen? Wär itze aah
ä weng spät!«**

Meine Eltern ahnten

**natürlich von dem Drama,
das sich zwischen dem
Spermium, das später
vielleicht Frank geheißen
hätte, und dem, was später
mal eine etwas komplizierte
Zeitgenossin namens Katrin
werden sollte, nichts.**

**Absolut nichts. Die machten
einfach miteinander rum.**

**Aus Neugier. Und wegen
der Hormone.**

Wenn zwei junge

**Menschen mit zu viel
Neugier und zu vielen
Hormonen
aufeinandertreffen, dann
passiert das. Das ist eine
ganz gefährliche
Konstellation.**

**Meine Eltern waren
jedenfalls noch sehr jung,
als sie mich machten. Etwas
zu jung für meinen
Geschmack. Meine Eltern
waren nämlich so jung, dass**

**ich ihnen verboten hätte,
mich zu machen, wenn ich
schon was zu sagen gehabt
hätte. Die waren noch nicht
mal ganz volljährig! Wer
will denn junge Eltern! Das
ist ganz schlecht für ein
Kind. Junge Eltern haben
noch Nerven, aber kein
Geld. Andersrum ist es
entschieden besser. Keine
Nerven und viel Geld. Jedes
Kind will alte Eltern, die**

**sofort sagen: »Nerv nicht,
hier, kauf dir ein Eis!«**

**Sagen wir mal: Zehn Jahre
später hätten sie mich
gerne haben können. Dann
wäre ich jetzt zehn Jahre
jünger. Ganz ohne
Kosmetik, einfach nur, weil
Mutti und Vati sich mit was
anderem die Zeit vertrieben
hätten als mit sich.**

**Aber egal. Der Käse ist
gegessen.**

**Denn dann hatten sie
mich - und nie wieder
Langeweile, was übrigens
erklärt, warum ich ein
Einzelkind bin.**

Geboren – angefroren

Meine Geburt ging schon sehr unlangweilig los. Neun Monate später sagt nämlich meine pralle Mutti zum Vati: »Ich glaube, es geht los!« Und was macht der Vati? Er geht los. Und

**kommt nicht wieder. Meine
Mutti liegt in den Wehen,
und die Abstände werden
immer kleiner, und ihre
Sorge wird immer größer.
Wo bleibt ihr Klaus? Er
wollte doch nur
telefonieren gehen?? Einen
Krankenwagen holen???
Das kann doch nicht so
lange dauern????**

**Aber halten wir mal kurz
inne: Es ist der 15. Januar**

**1963. Klirrekalter
Vogtlandwinter. Nicht so
ein verlängerter Herbst wie
heutzutage. Dachlawinen
verschütten jeden, der die
Haustür zu hart ins Schloss
fallen lässt. Meterlange
Eiszapfen hängen wie
Damoklesschwerter von den
Regenrinnen. Ist Klaus
beim Stapfen durch den
Schnee auf eine
liegendebliebene**

**Schneeschaufel getreten
und liegt nun ohnmächtig
in den Schneewehen,
während seine Liebste in
den ihren liegt? Oder hat er
trotz der Stiefel kalte Füße
bekommen? Klaus ist noch
jung, und so ein Kind heißt
ja nicht nur Frank oder
Katrin, sondern auch
Verantwortung. Ist ihm
plötzlich alles zu viel
geworden? Will er**

**womöglich rübermachen?
In den Westen? Das
ostdeutsche Plauen liegt
dreißig Kilometer von der
westdeutschen Grenzstadt
Hof entfernt.**

**Nein, Vati ist noch da. In
der Telefonzelle.**

**Dornenhecken aus
Eisblumen haben die
Scheiben überwuchert, und
das ist auch gut so, denn
der angehende Vati verhält**

**sich etwas seltsam. Er
krümmt sich und biegt sich.
Er knurrt und flucht.**

Was hat er denn nur?

**Folgendes war geschehen:
Schweißnass vor Aufregung
und Eile war der Vati in die
Telefonzelle gestürmt, hat
den Telefonhörer ans Ohr
gepresst und die
Vermittlung angerufen, und
die Vermittlung hatte ihn
zum Krankenhaus vermittelt,**

**die Zentrale vom
Krankenhaus hatte ihn an
die Gynäkologie und die
Gynäkologie zur
Rettungsstelle
weiterverbunden. Aber da
war es schon zu spät. Als
Vati erleichtert den
Telefonhörer sinken lassen
wollte, sank der
Telefonhörer nicht. Er war
nämlich angefroren. Am
schweißnassen Ohr. Das war**

**jetzt aber blöd! Beim
Notarztrufen selber zum
Notfall geworden. Das ist ja,
als wenn der Koch in die
eigene Suppe fällt. Als wenn
ein Metzger sich selber
durch den Fleischwolf
dreht. Als wenn ein Polizist
sich selbst beim Verbrechen
ertappt.**

**Jetzt nicht durchdrehen,
lieber Vati. Ein Kind
bekommen und dabei ein**

Ohr verlieren ist ein schlechter Handel. Ohne Ohr ist alles nur halb so schön, und die Brille sitzt immer schief. Doch die Zeit drängt, denn zu Hause hechelt sich die Liebste durch die Wehen und sorgt sich kalten Schweiß auf die Stirn.

Was wird er tun?

Über das Ende dieser Kalamität existieren

verschiedene Berichte. Die einen sagen, Klaus Weber habe den Telefonhörer kurzerhand abmontiert und sei mit ihm am Ohr wieder nach Hause gelatscht, wo er eine Viertelstunde am Kachelofen habe horchen müssen, bis er wieder frei war. Andere meinen, der mit allen Wassern gewaschene Elektroinstallateur habe

**den ganzen verdammten
Apparat kurzgeschlossen,
um die Hörmuschel zum
Glühen und damit zum
Abfallen zu bringen.**

**Ich denke, das war ein
Vorzeichen. Wir kennen das
von Heiligen. Bei deren
Geburt fliegen Kometen
vorbei, oder das Lamm legt
sich zum Löwen. Und bei
mir friert dem Vati erst mal
das Telefon ans Ohr. Wie**

**sich herausstellen sollte,
war das kein Zufall. Es
würde so weitergehen. Es
wird Missgeschicke
prasseln und
Peinlichkeiten, dicht an
dicht. Und alles nur für
einen höheren Zweck.**

**Was Sie hier in der Hand
halten, ist ja nicht nur eine
kleine Lebensbeichte, es ist
auch ein Stückchen
Weisheit. Dieses Buch will**

**Ihnen sagen: Wenn etwas
schiefgeht oder Sie vom
Weg abkommen, dann
manchmal nur, damit Sie
nicht geradewegs in Ihr
Unglück rennen! Wer
dauernd in Fettnäpfchen
tritt, bei dem läuft es
irgendwann wie geschmiert!
Wenn Sie eine einzige
Katastrophe sind, dann
haben Sie ein
Alleinstellungsmerkmal!**

**Also lehnen Sie sich zurück,
und genießen Sie meine
Lebensreise vom Dussel zur
Diva.**

**So. Erst mal sagen aber alle
»Nu wo isse denn? Nu wen
hammor denn do?« zu dem
kleinen fetten, schwarzen
Wonneproppen, der nicht zu
übersehen ist, weil ihn
Mutti sechsmal am Tag mit
dem ostdeutschen**

**Milchpulver Babysan
volltankt. Bis zum Rand.
(Für alle Spätgeborenen:
Nicht aus Not! In den
Sechzigern galt es als
altmodisch und ungesund,
seinem Neugeborenen das
olle Zeug aus der Brust
anzubieten.) Ich bin bald so
pausbäckig, dass ich kaum
noch die Augen aufkriege.
Meine Schlitzaugen lassen
den Vati kurz zweifeln, ob**

nicht doch eher ein durchreisender Chinese die Zeugung für sich beanspruchen kann. Mehr noch: Babysan-Katrin ist bald so moppelig, dass man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, ich hätte schon im ersten Lebensjahr das Gewicht bekommen, das ich heute noch habe.

Ein Nebeneffekt dieser reichhaltigen Ernährung

**ist, dass meine Polsterbeine
nur schwer in Gang zu
bringen sind. Da kann Mutti
noch so willkommen in der
Zimmermitte hocken und
»Komm zur Mutti! Nu
komm ner mal her ze mir«
locken, Katrin Specki
Polsterrolle klammert an
der Kommode und weiß,
wenn sie jetzt loslässt, liegt
sie auf der Gusche. Ein
Baby-Rollator, das wär's**

jetzt! Bald werde ich einen haben. In Gestalt des Puppenwagens. Wo immer ich ab jetzt hingerufen werde, erscheine ich mit dem Puppenwagen. Überall erzählt man sich, die kleine Webern sei rein närrisch mit ihren Puppen. Aber das stimmt natürlich nicht. Ich brauche einfach was zum Festhalten! Mich muss die Mutti im Garten nicht lange

**suchen. Entweder stehe ich
an einem Baum. Oder ich
stehe an der Bank oder an
einem Zaun. Ich bin
niemals freihändig
unterwegs.**

**Selbst in der Krippe wird
man mich noch im
Haltegriff an der
Kinderwagenseite finden,
finster mit den fetten
Beinen nebenherstampfend,**

**während alle anderen
Krippenkinder brav
aufgereiht im
Krippenwagen sitzen, die
Sonnenmützchen unterm
Kinn festgebunden, und das
Geschobenwerden genießen
wie erst in achtzig Jahren
wieder. Ist es nicht eine
schreiende
Ungerechtigkeit, dass ich,
die Einzige weit und breit
mit einer veritablen, nicht**

**altersgerechten
Gangunsicherheit,
nebenherlaufen muss?**

**Na ja, nicht unbedingt.
Das kleine
Wuchtbrummelchen ist ä
weng unverträglich. Im
Krippenwagen sitzen
möchte ich schon, aber
nicht mit dem anderen
Kleinkinderpack. Die sollen
gefälligst raus. Neben mir
und vor mir hat gleich**

**überhaupt niemand zu
sitzen. Und während die
Krippentante noch dem
letzten Zögling die Jacke
zuknöpft, habe ich im
Krippenwagen schon die
anderen weggedrückt und
weggeschoben, bis alle
möglichen Beisitzer im
Dreck liegen und plärren.
Deswegen muss ich jetzt
nebenherlaufen wie die
Bodyguards am Cabriolet**

des Präsidenten.

**Als wäre das nicht schon
schlimm genug, baumeln
die Handschuhe an der
Strippe, die durch meine
Jackenärmel gezogen ist,
weil ich sie sonst immer
verliere. Und im Nacken
kratzt das Etikett. Alles
etwas unschön, finde ich,
was deutlich an meiner
finsteren Miene abzulesen
ist. Ist so das Leben? Dass**

immer etwas zwickt und kratzt?

Sagte ich schon, dass dies eine Wochenkrippe ist? Ich muss in die Wochenkrippe, weil Mutti Weber von Montag bis Freitag zehn Stunden und Samstag bis Mittag arbeitet und Vati Weber zur Armee eingezogen wurde, um mit der Waffe in der Hand das Land zu beschützen, in dem

**Muttis ihre Kinder in die
Wochenkrippe geben
können, um von Montag bis
Samstag zu arbeiten. Das ist
so ein bisschen wie
Kinderheim mit
Unterbrechung. Gerade,
wenn man vergessen hat,
dass man aus einer Familie
stammt, holen die Eltern
einen ab und machen das
ganze Wochenende Spaß
mit einem, damit man am**

nächsten Montag so richtig die Krise kriegt, wenn es wieder für fünf unendliche Tage in die Wochenkrippe geht. Wochenkrippen sind das Geschenk des Ostens an die Psychotherapeuten des Westens.

Gott sei Dank kommt Vati nach anderthalb Jahren zurück von der Armee, und ich kann ganz normal in

**den Kindergarten gehen.
Gemeinsam gehen Mutti
und Katrinchen morgens
um sechs durch das
Werktor, und es gibt ein
Küsschen. Die meisten
Muttis gehen dann nach
rechts und die Kinderchen
nach links. Der
Kindergarten befindet sich
nämlich auf dem
Werksgelände. Der rote
Klinkerziegelbau mit dem**

**Charme einer kaiserlichen
Frankieranstalt führt den
seriösen Namen**

**»Kindergarten des VEB
NARVA Glühlampenwerks
Plauen«. Nicht etwa »Die
süßen Leuchtkäfer« oder
»Glühwürmchen«, nein,
»Kindergarten des VEB
NARVA Glühlampenwerks
Plauen«! Unnötig zu sagen,
dass er nicht den Geist von
Maria Montessori atmet.**

Zweck dieser Tagesstätte ist die trockene und ordnungsgemäße Aufbewahrung des Kindes bis zum Zeitpunkt der Rückforderung durch den rechtmäßigen Eigentümer. Lernziele sind das Stillsitzen und das Stillliegen. Bei Bedarf können Grünpflanzen in einem illustrierten Pappbuch betrachtet

**werden. Nötiger Sauerstoff
wird beim geführten
Spaziergang rund um das
Fabrikgelände eingeholt.
Wer nicht brav ist, kommt
in die Gruppe der
grausligen Kindergärtnerin
Frau Schaarschmidt, bei der
man sogar noch den
Apfelgriebsch mitessen
muss. Sie fragen sich jetzt,
woher ich das so genau
weiß? Ich war so oft bei**

Frau Schaarschmidt in der Gruppe, dass ich bis heute zwanghaft die Kerngehäuse von Äpfeln mitesse.

Der »Kindergarten des VEB NARVA Glühlampenwerks« ist der passende Ort für meine sich dynamisch entwickelnden Neurosen, immerhin komme ich schon leicht überspannt aus der Wochenkrippe. Ich bin noch

**nicht lange
Kindergartenkind, als ich
schluchzend und
schnotternd in der
Garderobe sitze, weil meine
Sonnenbrille weg ist.**

**»Mei Sonnebrill is weg.
Isch hab scho überall
gesucht. In dor Dasch isse
aah net«, plärre ich die
Kindergartentanten an, die
sichtlich nicht bereit sind,
mein Leid zu teilen, und**

**stattdessen amüsiert mit
verschränkten Armen in der
Tür stehen. »Die scheene
Sonnebrill! Die ho isch
gestern erst gekrischt! Jetzt
kriesch isch net so schnell
widdor aane!«, kantiliere
ich schmerzenseich zur
Zimmerdecke, während die
Tanten mit den eisernen
Herzen noch Kolleginnen
heranholen, um sich an
meinem Unglück zu weiden.**

**Schließlich sammeln sich
sogar Kinder an ihren
Beinen, um mit Fingern auf
mich zu zeigen. Kleine,
schadenfrohe Wichte!
Garstiges Gesindel!
Schande des Vogtlands!**

**Nach zwei, drei Minuten
beginnt mich der seltsame
Kontrast zwischen meiner
und ihrer Verfassung aber
dann doch zu irritieren, und
ich komme nicht umhin,**

**ihren Blicken und
Fingerzeigen Achtung zu
schenken.**

**Denn: Die Sonnenbrille
sitzt auf meinem schwarzen
Nischel, dem damischen.**

**Nun, es handelt sich hier
um eine früh erkennbare
Neigung zum
Charakterfach! Es mag ja
Kinder geben, die gern alles
in sich reinfressen. So bin
ich nicht. Wozu hat uns der**

**Herrgott Miene und
Gebärde gegeben, wenn
nicht um ausdrucksvoll zu
verzweifeln? Die
Erzieherinnen müssen nicht
lange nachdenken, wer
beim Singspiel
»Dornröschen war ein
schönes Kind ...« oder
»Hänsel und Gretel« die
böse Fee oder die böse Hexe
geben muss. »Das macht
unsere Katrin, der klaane**

**schwarze Deifl, die kaa des
gut.«**

**An dieser Stelle wäre es
Aufgabe meiner Eltern
gewesen, mir den Glauben
an den eigenen Liebreiz
zurückzugeben. Chancen
gab es genug.**

**Ich sage nur Fasching.
Wir alle wissen, dass
Fasching für Kinder nicht
das Fest ist, wo sie sich
besonders originell**

verkleiden wollen. Fasching ist für Kinder das Fest, wo die Jungs entweder als Cowboy oder Indianer und die Mädchen entweder als goldfarbene oder rosafarbene Prinzessin erscheinen wollen. So will es das ungeschriebene Gesetz der Kinderseele.

Schon Wochen vor dem Fasching bete ich, dass meine Mutter diesmal erst

**kurz vor knapp daran
denken, dann schnell ins
Kaufhaus eilen und dort
den handelsüblichen
Prinzessinnenkram
einkaufen möge.
Vergeblich. Das
unerbittliche Schicksal
eines Einzelkindes erwartet
mich. Meine allzu jungen
Eltern rafften jeden
Februar all ihre Originalität
und Kreativität zusammen**

**und nähten und bastelten
los. Das Ergebnis hätte
unerwünschter nicht sein
können. Während am
Faschingsdienstag zwei
Dutzend allerliebste
Prinzessinnen zarten Fußes
mit viel Knicks und Hoheit
in den Kindergarten treten,
ganz geschwächt vom
Entzücken über die eigene
Schönheit, muss ich, als
buntscheckiges Kasperle,**

**als gestieflter Kater,
schließlich sogar als
Chinesen (Sie erinnern sich
gnädigerweise an meine
Schlitzaugen!) mit einem
Pappdeckel als »Strohhut«
verkleidet, unter den
Luftschlangen hindurch.
Hineingezwängt in
maskuline Rollenbilder,
schmachte ich nach
elektrostatischen
Kunststoffperücken und**

**billigem Tüll. Es ist, als
wenn Frank, das Spermium,
am Ende doch noch
gewonnen hätte. Und dann
passiert auch noch ein
Unglück! Bei der Polonaise,
dieser
sterbenslangweiligen, per
Schultergriff gefügten
Menschenkette, fällt mir
mein Chinesenfächer aus
den Patschehändchen! Das
einzige Accessoire, das mir**

**etwas galt! Ein Viertelchen
bedrucktes Faltenpapier,
mit dem ich mir bei Bedarf
etwas Femininität zufächeln
konnte! Er fällt zu Boden
und die vogtländischen
Kindertrampel mit ihren
karierten, gepolsterten
Fußkloben stampfen achtlos
darüber hinweg und darauf
herum. Natürlich plärre ich
los, und natürlich werde ich
beiseitegezogen, damit**

**mein Plärren das Schlurfen
und Schleppen der
dämlichen Polonaise nicht
stört.**

**Es ist ein Vorfall von so
alpträumenhaften Ausmaßen,
dass ich wahrscheinlich an
jenem Tag beschließe, eine
Diva zu werden! Jemand,
der seine Existenz als feine
Dame mit Zähnen und
Klauen verteidigt. Ich
werde Abstand halten von**

**den Grobianen und mich in
Sphären aufhalten, wo der
Handkuss und der galante
Arm praktiziert werden!
Dass ihr es nur wisst ...!**

**Einmal, ein einziges Mal
darf ich als Rotkäppchen
gehen. Nicht als
Schneewittchen mit meiner
Haut wie Schnee und
meinem Haar wie Ebenholz,
das lag wohl zu nahe. Nein,
als Rotkäppchen. Offenbar**

**ist meinen Eltern
entgangen, dass ich vor
allem, was Rot ist, panische
Angst habe. Es ist ja die Zeit
der ersten industriell
hergestellten
Weihnachtsmannmasken,
und niemand kann
ermessen, welchen
Schrecken diese
Pappmachélarven in das
Herz eines kleinen
Mädchens senken. Mit der**

**Maske sieht der
Weihnachtsmann aus wie
ein mit Watte umwickelter
Schweinskopf mit
Beulenpest, und auch wenn
dieses Ungeheuer
ungeheuer nett sein soll
und kleinen Kindern
angeblich Geschenke
bringt. Nicht mit mir! Mein
Vater braucht in der
Adventszeit nur aus Spaß
von unten an den Tisch**

**klopfen, um das
weihnachtliche Türpochen
nachzuahmen, und schon
renne ich schreiend davon.**

**Vielleicht liegt es auch
daran, dass ich als einziges
Kind des Kindergartens
zum Nikolausfest eine Rute
im Stiefel habe. Nicht weil
ich besonders unartig bin.
Ich bin genauso unartig wie
all die kleinen Racker im
Kindergarten des VEB**

NARVA Glühlampenwerks Plauen.

**Ich bin nur - langsamer.
Und ungeschickter.**

**Die Grobmotorik, der
langsame Antritt, die
ungehorsamen Beine, nun
ja, ich sprach bereits davon.
Wenn also beim illegalen,
also unbeaufsichtigten Um-
den-Tisch-Rennen jemand
ausrutscht und gegen die
Wand kracht, worauf das**

**Bildnis des Großen
Freundes aller Kinder, des
Genossen Walter Ulbricht,
abfällt und am Boden
zerspringt, was glauben Sie,
wer am Ende noch
verdattert davorsteht, wo
alle anderen Schlingel
schon wieder lieb irgendwo
in den Ecken mit ihren
Bausteinen spielen? De
klaane Webern.**

Dafür gibt es dann zum

Nikolaus die Rute in den Stiefel und keine Süßigkeiten.

Meine Angst vor Rot und Rute ist außerordentlich unpassend, denn eigentlich bin ich wie gemacht für den Nikolaus oder den Weihnachtsmann. Eines kann ich nämlich wirklich gut: Auswendig aufsagen. Gedichte, Verse, Sketche - ich memoriere alles, was

**kommt. Wenn andere
Kinder meines Alters noch
überlegen müssen, ob sie
Kirsten oder Karsten
heißen, gebe ich auf
Verlangen den amüsierten
Küchentanten schon mit
vier Jahren ganze Sketche
von der Eberhard-Cohrs-
Platte meiner Eltern zum
Besten. Oder ich singe
Schlager, wie zum Beispiel
»Ein Student aus Uppsala«,**

**den ich im Radio gehört,
aber natürlich nicht ganz
verstanden habe, denn mir
ist mit meinen vier Jahren
weder geläufig, was ein
Student ist, noch habe ich
je von Uppsala gehört. So
singe ich dann einen Text,
der besser zu meiner
kindlichen Vorstellungswelt
passt, nämlich »Ein Strumpf
hängt aus Obstsalalala-
lalalalala-lalalalalat«, und**

**kann überhaupt nicht
begreifen, warum alle
lachen, wo ich doch so
schön singe.**

**Ich hasse Mittagsschlaf,
aber ich liebe seine Stille.
Denn: Stille ist Bühne.
Endlich ist es vorbei mit
dem Durcheinander und
Geschrei der vielen Kinder.
Endlich liegen alle brav auf
ihren Pressspanliegen und**

schweigen. Ihre Augen sind zu, aber die Ohren sind auf. Manche blinzeln aber auch in meine Richtung und warten auf meinen nächsten Gag. Der perfekte Moment für mich - um zum Beispiel mit aufeinandergepressten Lippen ein einziges, ein winzig kleines Pupsgeräusch zu veranstalten. Alles kichert.

**Die Kindergärtnerin, die sich gerade in ein Buch versenken wollte, ruft:
»Katrin! Ruhe bitte!« Und wieder Stille. Wundervolle Stille. Lockende Stille. Zuhörstille. Ich winde mich hin und her angesichts dieser ungenutzten Menge an Aufmerksamkeit. Ich weiß, wenn ich jetzt nicht allen zeigen darf, dass ich nur mit verschluckter Luft**

**richtig rülpsen kann, werde
ich sterben. Ich werde an
Witzestau sterben. Jeder
nicht gemachte Witz
klemmt sich bekanntlich
irgendwo im Körper fest
und bläht sich auf, und
dann platzt man
irgendwann. Ich werfe mich
hin und her, kralle mich
mit den Händen in die
Liege, aber die Vorstellung,
dass neben mir zwanzig**

Fünfjährige liegen, die nicht wissen, wie lustig das klingt, wenn ich losrülpe, ist einfach unerträglich! Die Kindergärtnerin hat gerade eine Seite gelesen und will umblättern, als es mitten im Raum plötzlich rülpst wie ein übersäuerter Ochsenfrosch. Zwanzig Kinder gackern los und beißen vor Begeisterung in die blaukarierten

**Leinenbezüge ihrer
Bettdecken. Der
Mittagsschlaf hat sich damit
quasi erledigt.**

**Aber wir sind in den
sechziger Jahren. Da sind
Erzieherinnen noch nicht
mit den Nerven am Ende,
und Kinder haben noch
nicht irgendwelche
komplizierten Syndrome,
die man mit Tabletten und
endlosen Sitzungen beim**

**Psychotherapeuten
behandeln muss. In den
sechziger Jahren sind
Kinder, die beim
Mittagsschlaf nicht stille
sein wollen, einfach nur
unartig. Und unartige
Kinder werden in die Ecke
gestellt. Da im
Kindergarten des VEB
NARVA Glühlampenwerks
Plauen zur Mittagszeit aber
alle Ecken mit Betten**

**vollgestellt sind, werde ich
mitsamt meiner
Pressspanliege jetzt in die
Abstellkammer, ins
»Spielkäffterle«,
verfrachtet. Das hat kein
Fenster, ist stockfinster und
riecht nach Staub, und ich
stolpere, wenn ich im
Dunkeln aufstehen will,
zwischen Kegeln und
Keulen herum. Manchmal
bin ich sogar noch in der**

**Abstellkammer, wenn mein
Vati mich abholt. Dann
blinzele ich ins ungewohnt
helle Licht, während sich in
der Tür die Silhouetten
meines Vaters und der
Kindergartentante
auftürmen und die
Erzieherin sagt: »De Katrin
liegt heut wieder mal hier
drinne, weil se de Kinner
net schlafen lassen hat. Da
musst' mer se wegsperren!«**

Und Vati schüttelt nur den Kopf und fragt: »Und bist du jetzt wieder lieb?«

Heute macht man so was nicht mehr. Höchstens mit Terroristen. Terroristen werden immer noch weggesperrt. In Dunkelhaft und Einzelzelle. Bis sie wieder lieb sind.

Ich muss der Ehrlichkeit halber zugeben, dass das

**mit dem In-die-Kegel-und-
Keulen-Stolpern nicht nur
mit der Dunkelheit im
»Spielkäffterle« zu tun hat,
sondern auch damit, dass
ich mit vier und fünf immer
noch eine ziemliche
Grobmotorikerin bin.
Eigentlich fühle ich mich
nur im Sitzen sicher. Zum
Beispiel beim Frühstück.
Schön sitzen und
Schnittchen mampfen!**

**Weiß gar nicht, warum
meine Eltern mich so mit
Argusaugen beäugen! Ich
sitze doch da wie in
Abrahams Schoß und
mampfe schön. Ab und zu
greife ich schön nach dem
doppelhenkligen Milchpott,
bleibe schön mit dem
Ärmelchen am Teller
hängen, lasse schön den
Teller an den Milchpott
rammeln, schmeiße schön**

den Milchpott um, und zwar vorzugsweise zur Seite.

Wollen doch mal sehen, ob Klaus Weber, der junge athletische Vater, bei der Armee was gelernt hat, ob er in der Lage ist, schneller aufzuspringen, als sich die heiße Milch in seinen Schoß ergießt. Und, wer hätte das gedacht: Er ist es nicht! Verständlich eigentlich, denn von einem

**Kind, das eben erst den
Milchpott umgeschmissen
hat, erwartet man ja nicht,
dass es den Milchpott schon
wieder umschmeißt. Das
wäre schon sehr
unwahrscheinlich. Aber
wenn jemand im
Unwahrscheinlichen zu
Hause ist, dann bin ich es.
Für meinen Vati heißt
Vaterschaft vor allem:
Aufstehen, anziehen,**

**frühstücken, »Vordammisch
nochemol!« schreien,
umziehen,
weiterfrühstücken!**

Westend Girl

**Ich liebe Muschelwaffeln!
Welches Genie von
Waffelbäcker ist denn auf
diese Idee gekommen, zarte
Waffeln in Muschelform zu
backen? War er womöglich
innendrin ein kleines
Mädchen und nur außen**

**drum herum ein dicker
Waffelbäcker?**

**Muschelwaffeln! Wie
allerliebste! Erst liegt die
Kugel Eis wie eine Perle in
der Mitte der ersten Waffel,
und wenn man zwei Kugeln
kauft, bekommt man eine
zweite Muschelwaffel
obendrauf gedrückt. Dann
kann man das Eis aus den
Rändern einer echten
Waffelmuschel lecken. Ein**

**bisschen durchgematscht,
ein bisschen knusprig. So
wie das Leben ist. (Ja, ich
weiß, dass die
Muschelwaffel eigentlich
»Wiener Schale« heißt, weil
die Eiskugel da drin
»wiener Schale« liegt, oder
was weiß ich, aber das ist
mir schnurz, und dann ist
es mir auch noch piepe.)**

**Ein Himbeereis in einer
Muschelwaffel zu**

**bekommen ist aber für eine
klaare Webse aus Plauen
nicht ganz einfach. Denn in
der vogtländischen
Erziehungswelt der
sechziger Jahre gilt es als
unvernünftig, ja
ausschweifend, einem Kind
an einem normalen
Wochentag einfach so ein
Eis zu kaufen. Bloß, weil da
auf dem Weg vom
Kindergarten zum**

**Spielplatz ein Eisladen ist.
Das wäre ja noch schöner.
Da könnte man ja auch an
einem Montag Gänsebraten
mit Klößen verputzen.
Einfach so. Weil es Gänse
gibt. Wo kommen wir denn
da hin? Nein, Katrin! Wir
gehen an dem Eisladen
vorbei, als wenn es ihn gar
nicht gäbe.**

**Aber Gott sei Dank bin ich
ja noch ein Kind, und**

Kinder geben nicht so schnell auf. Sonst würden sie ja nie was lernen. Ich bettele jeden Tag »Krieg isch ä Eis?« und »Andere Kinder kriegen auch ä Eis!« und dann »Wenn ich ä Eis krieg, dann will ich auch morgen und übermorgen überhaupt kein Eis!« und so weiter. Dazu gucke ich so unwiderstehlich, wie ich nur kann.

**Irgendwann lässt sich
Mutti erweichen (aber nur,
weil es andere Leute gehört
haben) und gibt mir 15
Pfennige(!) für ein
Himbeereis. Natürlich nur
eine Kugel, damit ich nicht
übermütig werde oder gar
eingebildet. Leider gibt es,
wie erwähnt, für eine
einzige Eiskugel keine
zweite Obendrauf-
Muschelwaffel, aber**

immerhin ist das besser als nichts. Der Eismann reicht die Muschelwaffel mit dem Himbeereis über den Tresen und sagt: »Hier, Klaaner, dei Eis!« Er hält mich - wie eigentlich alle, mit Ausnahme meiner Eltern – für einen Jungen. Ist mir egal. Die Mutti kriegt nix mit davon, weil sie nebenan im Fleischerladen bedient.

**Natürlich könnte ich mich
jetzt still in irgendeine Ecke
setzen und mein Eis lecken,
aber so eine bin ich nicht.
Denn richtig lecker wird so
ein Himbeereis in einer zart
knusprigen Muschelwaffel
natürlich erst, wenn andere
Kinder beim Lecken
zugucken müssen. Kinder,
die mit knurrenden Mägen
im Schweinebammel am
Klettergerüst hängen oder**

**gerade ihre schon etwas
wellig gewordenen
Hasenbrote aus der
Brotbüchse nehmen. Also
laufe ich – ohne die
leuchtenden Augen von
meinem Muscheleis zu
wenden – über das
Kopfsteinpflaster der
Straße hinüber zum
Spielplatz. Aber ich bin
nicht der Einzige, der zu
dieser Zeit seine Augen**

**nicht auf der Straße hat.
Der Fahrer eines 311er
Wartburgs ebenfalls nicht.
Wahrscheinlich kramt er im
Handschuhfach nach seiner
Sonnenbrille, oder er angelt
ächzend nach der
Straßenkarte auf dem
Rücksitz. Oder er fährt
vorschriftsmäßig
aufmerksam und denkt mit
sich langsam weitenden
Augen: »Die Klaane werd**

**doch itze net auf de Straß'
... die sieht mich doch
komme ...« Aber falsch
gedacht. Und so kommt es,
dass sich das begehrte
Muschelwaffeleis und ich
schon nach ein paar Metern
wieder trennen müssen.
Und zwar mitten auf der
Straße. Es quietscht, es
bremst, es schlittert, dann
macht es Bumm, und ich
pralle wie ein Ball von der**

**Stoßstange ab und kullere
die Straße entlang.**

**Alles stürzt auf mich zu,
während ich mit großen
Augen um mich
herumblicke. Geschockt. Wo
ist mein Eis? Ich hatte doch
eben noch ein Eis in der
Hand? Entschuldigung,
haben Sie mein Eis
gesehen? Ich brauche nicht
lange in die Gesichter der
um mich herum Stehenden**

**zu gucken, um zu wissen,
dass mein Eis ... ich muss
jetzt sehr tapfer sein ... es
nicht geschafft hat. Das
Himbeereis mitsamt der
Muschelwaffel ist wie ein
Ufo durch den Himmel über
Plauen gesegelt und als
Matsch auf der
Kühlerhaube des Wartburgs
gelandet. Niemand kann
den Schmerz ermessen, den
diese Erkenntnis in mir**

**auslöst. Ich schluchze: »Mei
Eis! Mei scheenes Eis!«**

**Und was plappern diese
Erwachsenen?**

**»Gott, ach Gott, des sah ja
gefährlich aus. Die bludd ja
wie vorickt ... Aber se läbt,
Gott sei Dank ... Herr im
Himmel, dass du heil
davongekommen bist! Ruft
mal'n Krankenwagen ... Des
is doch de klaane Weber.
Sagt mal der Mutter**

Bescheid!«

Erwachsene kapieren es einfach nicht. Bein in Gips, aber Eis leckend - das wäre doch völlig okay. Ein Arm in der Schlinge, aber mit Eis in der freien Hand - so sieht ein schöner Tag aus. Von mir aus der Unterkiefer voll verdrahtet, aber mit einem Loch für die leckende Zunge am Muschelwaffeis. Ich bin

**ein Kind, das sein Eis
verloren hat, was nützt mir
da körperliche
Unversehrtheit! Und so
vergehe ich in hohem
Schluchzen.**

**Hatte ich schon erwähnt,
dass ich mit meinen Eltern
in Plauen-Westend wohne?
Eine eigenheimelige
Gegend. Kleines Haus,
kleiner Garten. Eine Straße,**

**so ruhig, dass sich selbst
die Amseln erst mal Mut
anräuspern müssen, bevor
sie anfangen, zu trällern.
Hier gehen die Menschen
noch überrascht ans
Fenster, wenn ein Auto
vorbeifährt. Kurz gesagt: Es
ist am letzten Pickel vom
Arsch der Welt. Hier gibt es
gar nichts. Nicht mal
Kinder. Das ist natürlich
schlecht, denn zu der Zeit,**

**als ich ein kleines Mädchen
sein muss, heißt es ja
dauernd: »Was machst du
hier drinne? Es regnet
nicht. Ab nach draußen!
Geh spielen!« Bei
Sonnenschein und
niederschlagsfreier
Bewölkung ist den Kindern
meiner Kinderzeit der
anlasslose Aufenthalt in
geschlossenen Räumen
nicht gestattet, und zum**

Abendbrot wird nicht wie heute in den Flur hinein, sondern zum Fenster hinaus gerufen. Da wäre es natürlich toll gewesen, wenn man draußen auf der Straße mit einem halben Dutzend anderer Kinder Gummihopse oder »Herr Fischer, Herr Fischer - wie tief ist das Wasser?« hätte spielen können.

Da stehe ich also ein

**bisschen wie rausgeschubst
im Garten, links und rechts
meine Puppen an den
Beinen in der Hand wie
zwei Sträuße aus kleinen
Menschen - und weiß erst
mal nicht, wie und was. Ich
kann mit Puppen eigentlich
nichts anfangen, außer
wenn sie mir als Statisten
dienen. Aber richtig
erbarmungslose Langeweile
macht kreativ - eine große**

**Weisheit, die heute völlig in
Vergessenheit geraten ist.
Und nachdem mir klar
geworden ist, dass es auf
absehbare Zeit nicht regnen
wird, nehme ich meine
Puppen und spiele Schule.
Mit verteilten Rollen und
verteilten Stimmen. Ich
kann sie alle. Die säuerliche
Frau-Lehrerin-Oberstreng-
Stimme, die brummige
Schulversager-Peter-**

**Stimme, die feine
Klassenbeste-Marlies-
Stimme und natürlich die
gluckelige
Klassenkasperline-Katrin-
Stimme. Leute, die nicht
sehen können, dass ich
allein im Garten spiele,
müssen denken, eine erste
Klasse macht
Freiluftunterricht in
Webers Garten.**

Aber es gibt auch Leute,

**die sehen können, dass das
Stimmengewimmel nur aus
ein und demselben
Kindermund kommt. Zum
Beispiel Annette Cepelack
von nebenan. Das einzige
Kind in etwa meinem Alter
weit und breit. Die Familie
kommt aus Ostpreußen. Von
Ostpreußen nach Westend.
Wie passend. Opa sagt, »die
wär'n nachm Kriesch
middm Dreck« gekommen.**

**Mittlerweile sind sie aber
sauber, wie ich finde.**

**Nachdem wir ein paar
Wochen einander heimlich
beobachtet und gleich
wieder weggeguckt haben,
wenn die andere herüber
sah, kommen Annette
Cepelack und ich einander
näher. Aber nicht so wie
heute, mit viel »Hallo!« und
»Wie geht's denn?«,
sondern ganz vorsichtig und**

**gehemmt. Das heißt,
irgendwann spielen wir
schon miteinander, aber
nur am Zaun. Annette
Cepelack auf ihrer Seite
und ich auf meiner. Wir
spielen
Puppenkaffeetrinken und
reichen uns die Tassen
durch den Zaun. Wir
spielen Handball oder
Federball, und der Zaun
dient als Spielfeldgrenze.**

**Wir bauen sogar ein
Spielzelt mit einer Decke,
die wir über den Zaun
legen, und fühlen uns
bollewohl, obwohl wir durch
Holzlatten getrennt sind. So
ein Holzlattenzaun ist doch
auch was Feines: halb
Wand, halb Fenster. Je
nachdem, was gebraucht
wird. So geht das acht
Jahre! Ein einziges Mal
kommt Annette Cepelack**

**rüber zu mir und sitzt in
meinem Garten rum, aber
irgendwie kommen wir
nicht ins Spielen. Irgendwas
fehlt zwischen uns. Der
Zaun! Mein Freund und
Kollege Bernd-Lutz Lange
wird später sagen, das sei
eine gelebte Metapher für
das geteilte Deutschland,
denn die Ost- und
Westdeutschen seien
schließlich auch um einiges**

**besser miteinander
klargekommen, als sie noch
durch einen Zaun getrennt
waren.**

**Auf der anderen Seite des
Gartens wohnt Familie
Lenk. Herr Lenk sammelt
Zeug, das man noch mal
brauchen kann. Der ganze
Garten ist damit voll. Alte
Badewannen,
Fahrradrahmen, Holzböcke,
Gummimuffen,**

**Anlasskurbeln und
Vorglühkerzen für antike
Traktoren,
Streckmetallzaunelemente,
die beim Maßschneidern
der innerdeutschen Grenze
übrigblieben,
Transmissionsriemen für
Dampfmaschinen,
Eisenkernspulen für
Elektromotoren. Die Lenks
sollen zwar dem Vernehmen
nach zwei herzlich einfache**

**und unverbildete Söhne
haben, aber man kann sie
nicht sehen hinter all dem
Zeug. Manchmal, wenn es
regnet, geht Herr Lenk
durch den Garten,
geschützt von einer über
den Kopf gezogenen Lkw-
Plane, und prüft den
Zustand seiner Reichtümer
und träumt von Kriegs- und
Notzeiten, wo
Anlasskurbeln und alte**

Transmissionsriemen mit Gold und ihm sonst unbekannten Liebes- und Leibesdiensten aufgewogen werden.

Die Überfülle an Krimskräms nebenan verleitet mich allerdings eines Tages zu dem Fehlschluss, unsere Nachbarin, die Frau von Herrn Lenk, müsse über eine ebensolche Fülle an

**handwerklichen
Kompetenzen verfügen.
Selbstvergessen, wie ich
war, hatte ich beim
Beobachten eines
Distelfalters übersehen,
dass mein eines Bein dem
anderen im Weg stand, und
war auf das Abscheulichste
hingestürzt. Meine
Strumpfhose zeigte sich
darob am Knie aufgespleißt
und hatte ein Loch. In**

**meiner Not entdecke ich
Frau Lenk, die am Fenster
sitzt und Maulaffen feilhält,
anstatt sich beim Aufbau
des Sozialismus körperlich
und seelisch aufzureiben.**

**Wer mit so einem
Trödel Fritzchen verheiratet
ist, denke ich in kindlicher
Logik, muss doch bestimmt
nähen, stopfen und säumen
können, was das Zeug hält.**

»Frau Lääääääääääääänk!«,

**schreie ich also herüber,
»Könn'se mir mal schnell
meine kaputte Strumpfhose
nähen? Meine Mutti
schimpft sonst ganz
schlimm!«**

**Frau Lenk guckt erst mal
ein bisschen verdutzt, so
wie: »Sehe ich aus, als wenn
ich nichts zu tun hätte?«,
aber da die Antwort auf
diese Frage ein klares Ja ist,
ruft sie schwach, sie werde**

**mal schauen, ob sie was
dahabe. Dann kommt sie
mit einem alten Kasten ans
Fensterbrett und zieht in
irrer Prüfung kaputte
Schnürsenkel und
gebrauchte
Geschenkbänder daraus
hervor. Ihr konfuses »Das
passt wohl nicht, oder?«
überzeugt mich sofort, dass
an diesem Ufer keine
Rettung zu erwarten ist.**

**Stattdessen erscheint meine
Mutter jetzt am
Stubenfenster unseres
Häusleins. Himmel, hilf! Sie
hat alles gehört. Wie ich
fremdes Gesindel
anbettelte! Wie ich die
eigene Mutter, die mich
unter Schmerzen gebar, in
der Nachbarschaft als
Xanthippe und Zeterweib
heruntermachte! Garstige
kleine Kröte, die ich bin!**

Unddankbares Geschöpf!

**»Katrin!! Du kommst nei,
aber sofort!«, bellt die
Mutti aus dem Fenster, dass
mir das Herz in die kaputte
Strumpfhose rutscht. Oh,
das wird arg werden! Lügen
über die eigene Familie zu
verbreiten ist schon
schlimm, aber wenn man
die Wahrheit sagt, das ist ja
wohl das Letzte! Wenn die
Mutti mich wegen kaputter**

**Strumpfhosen zu einem
Häuflein Asche schimpft,
das geht keinen was an!
Haben wir uns da ein für
alle Mal verstanden?**

**Mit dem
Muttiheft im
ungeheizten Klo**

Und dann der Schulweg!
Ich muss ja bis zur
Diesterweg-Schule latschen.
Wissen Sie, wie weit das ist?
Von Glückauf zwei über den
Schanzgrund an der

Kaserne vorbei und dann immer geradeaus am Seehausgebiet entlang bis zur Schule und wieder zurück. Hin eine Stunde, zurück eine Stunde. Und damals, als ich noch klein war, war der Weg noch viel länger und die Häuser größer. Aber wir hatten ja Zeit. In der DDR verpasste man nichts, wenn man später kam. Gab ja nichts,

was man verpassen konnte. Hinzu kommt: Ich trödele gerne. Weil ich immer singen muss und man nun mal nicht im Sauseschritt singen kann. Da bleibt einem doch die Luft weg. Ich muss aber immer laut singen, und meine Mutti schwört heute noch, dass sie mich schon gehört habe, wenn ich noch am Heine-Platz war. Aber das wäre ja

**ein ganz enormer
Schalldruck, das würde ja
bedeuten, dass im Umkreis
von einem Kilometer
niemand mehr wegen
meines Gesinges sein
eigenes Wort verstanden
hätte? In der
Russenkaserne hätten die
Unteroffiziere vor der
Bajonettreihe vergebens
»Stoß!« und »Hieb!«
gebrüllt, weil just in diesem**

**Moment das Lied »Kleine ...
weiße Friedähänstaube«
über die kalten Mauern
trompetet worden wäre, und
zwar intoniert von dem
lautesten aller
Engelstimmchen, nämlich
meinem. In der HO hätte
die Verkäuferin dreimal
hintereinander vergeblich
angesetzt, zu fragen, wie
viel Gramm vom Tollenser
Käse die Frau Wetzl denn**

**nun haben wolle, weil
justament ein kleines,
dickbeiniges Schulmädchen
mit einem riesigen Ranzen
samt geblähtem Brustkorb
und lautstark »Bummi!
Bummi! Bummi-Bummi-
Brumm-Brumm-Brumm!!!«
krakeelend in die Straße
einbog. War es womöglich
so, dass sie mir dann
hinterhersahen und
ungefragt übereinstimmten,**

**dass »de klaane Webern
scho ä weng artlich« sei, auf
gut vogtländisch also
seltsam. Oder haben sie gar
aus dem Laden gerufen: »Bi
mol net so laut!«, oder: »Bi
ner mol weng ruhig, itze!«?**

**Naja: Könnte sein, habe
ich aber verdrängt. Oder es
ist mir überhaupt nicht
aufgefallen, weil ich solche
Sätze zu Hause ständig
hörte.**

**Außerdem habe ich ja
nicht nur gesungen, ich
habe auch Gedichte
aufgesagt.**

**Wir sind uns doch aber
wohl alle einig, dass auch
noch so lautstarkes Singen
und Gedichterezitieren wie
in meinem Fall im
doppelten Wortsinn
vorübergeht und damit
eindeutig besser ist, als
Häuserwände**

**vollzusprühen. Außerdem
hat es mich beschützt.**

**Immerhin musste ich an der
Russenkaserne vorbei.**

**Verfolgt von nicht ganz
einzuordnenden Blicken
aus gardinenlosen**

**Fenstern. Da hätten Sie
wahrscheinlich auch »Ich
singe hier ganz laut, damit
jeder Mensch in der ganzen
Stadt weiß, dass ich hier
langgehe, und sofort**

**mitkriegt, wenn ich nicht
mehr ganz, ganz laut singe
...« gesungen.**

**Ich singe aber nicht nur,
ich pflücke auch Blümchen.
Fast jeden Tag bringe ich
meiner Mutti Blümchen mit
und sage: »Hier, Mutti,
Blümchen für dich!« Mutti
nimmt die Faustvoll
Schafgarbe und
Hirtentäschel vom
Straßenrand und packt sie**

**in einen Becher. Ohne
Wasser. Kommt eh nachher
weg, wenn ich im Bett bin.
Aber was habe ich auch
erwartet: Der Vogtländer ist
zärtlichen Gesten
gegenüber nicht so
aufgeschlossen wie andere
Völker, sagen wir mal, wie
die Skythen, Hunnen,
numidische Reitervölker.
Stattdessen hat die Mutti
nur Augen für meine**

**Strumpfhosen, welche
leider den Abstieg in den
Straßengraben, wo die
prächtigste Schafgarbe
lockte, nicht heil
überstanden haben.**

**In einem Satz: Es ist
schwer, in Plauen geliebt zu
werden, wenn man »'n
klann Knick unterm Ponny«
hat, zu Deutsch, ein wenig
verträumt ist und den
Musen zugeneigt.**

Manchmal trödele ich auch, weil ich zu Hause etwas beichten muss.

Schlechte Zensuren, wie etwa Zweien im Diktat. Oder noch schlimmer: Einträge. Und ich muss ja beichten, bevor Mutti das Muttiheft in die Hand bekommt. Denn mein Muttiheft ist leider längst nicht mehr so schmal und unschuldig wie an dem Tag, an dem es gekauft

wurde. Nein, es ist speckig und wellig, wie ein Muttiheft, das schon mindestens einmal zu oft mit gesenktem Blick nach vorn zum Lehrertisch getragen und dort aufgeschlagen wurde, damit ein energischer Kugelschreiber den Kurzschluss zwischen Elternhaus und Schule herstellen konnte.

**»Katrín störte heute
wieder den Unterricht
durch spontane
Äußerungen.«**

**Ja, bitte, wie denn sonst?
Es ist schlechterdings
unmöglich, den Unterricht
durch lang geplante und
ausgetüftelte Äußerungen
zu stören! Dazu müsste man
ja im Voraus wissen, was
der Lehrer sagt. Aber das
weiß ja nicht mal der**

Lehrer. Also bleibt einem doch nichts anderes übrig, als zu lauern und zu lauschen, ob sich da und dort nicht ein Fünkeln Witz aus dem monotonen Vortrag schlagen lässt. Wenn man zum Beispiel bei der Einführung in die deutschen Vorsilben die Reihe »unglücklich, unsportlich, unwillig ... na, wer hat noch Beispiele? ...«

**mit der superwitzigen
Ergänzung »unterricht!«
fortsetzt? Ist das nicht die
edelste Form der Mitarbeit?
Zuzuhören und noch die
Kapazität für einen tollen
Kalauer zu haben? Müsste
nicht stattdessen im
Muttiheft stehen:**

**»Katrin hielt heute wieder
ihre Mitschüler durch
geniale spontane
Äußerungen vom**

Einschlafen ab!«?

Nein, stattdessen soll ich wohl mit meinen Witzen warten, bis Pause ist. Aber ein nachgeholter Witz hat kein Erz, wie man im Vogtland sagt. Außerdem werde ich ja von Witz zu Witz besser, wie jeder, der schon mal auf einem Instrument geübt hat, bestätigen kann. Aber nein, der Herr Lehrer möchte

**nicht, dass ich meinen Witz
an ihm schärfe. Und dann
wundern sich die
Menschen, dass es so viele
schlechte Witze gibt.**

**Das eigentliche Problem
ist aber, dass ich –
wenigstens noch in der
ersten Klasse – so schnell
kapiere. Während alle
anderen noch mit
sirupartiger
Geschwindigkeit grübeln,**

**ob es »Omi ist am Ofen«
oder »Omi ist im Ofen«
heißen muss, ist mein Arm
schon oben. Eigentlich
müsste ich dauernd
drankommen. Das geht
natürlich im
Frontalunterricht mit
dreißig Schülern nicht, und
deswegen greift nach dem
fünften Mal
Nichtdrankommen eine
furchtbare Langeweile nach**

**mir. Ich würde gerne ein
bisschen singen, aber es
herrscht sonderbarerweise
Singverbot, ich würde gern
aufstehen und mir ein
bisschen die Beine
vertreten, aber das soll
auch nicht sein. Doch ich
habe ja noch mein
Federkästl. Ich könnte doch
mal meinen Zeigefinger in
die abgezogene
Füllfederhülse stecken, um**

ihn lustigerweise zu verlängern. Dann melde ich mich das nächste Mal mit dem Riesenfinger! Das wird ein Spaß! Alle werden giggeln und prusten, und der Herr Lehrer wird mit den Augen rollen. Und siehe da, der Finger geht sogar bis zur Hälfte hinein. Ähem, nur leider nicht mehr heraus. Hat sich irgendwie festgesaugt, das

Ding. Hilfe, ich stecke in der Füllerkappe fest! Was heißt hier plötzlich »Heft auf zum Diktat«? Ich kann doch mit dieser ungewollten Zeigefingerverlängerung jetzt nicht einen auf Schönschrift machen. Nein, halt, noch nicht anfangen! Auweia! Alles beugt sich schon über das linierte Papier. Ich ziehe und zerre an der Hülse, aber durch

**die Anstrengung scheint
mein eingeklemmter
Zeigefinger eher noch
dicker zu werden. Jetzt geht
er gleich gar nicht mehr
raus. Im Gegenteil, er wird
schon etwas taub. Was
mache ich denn jetzt nur?
Ich kann mich doch jetzt
nicht unter den Tisch
bücken, um die
vermaledeite Füllerkappe
mit dem Fuß zu zertreten?**

**Wie soll ich denn dann
Mutti erklären, warum ich
keine Füllerkappe mehr
habe? Also reiße ich noch
einmal mit aller Kraft der
Verzweiflung an der
hinterhältigen Hülse, und -
plopp - ist sie ab! Leider
rammt sich dadurch mein
Ellenbogen der
Banknachbarin in die Seite,
die sogleich ungewollt
einen wahnsinnigen Strich**

**durch ihr Diktat zieht,
aufschreit und mit Atemnot
zur Seite kippt.**

**Schon muss ich wieder
das Muttiheft nach vorne
bringen: »Katrin hat heute
ihrer Banknachbarin den
Ellenbogen in die Seite
gerammt!«**

**Wie soll ich denn das
beichten? Wo soll ich denn
da anfangen? Mit der
vermaledeiten Einführung**

**der generellen Schulpflicht
in Sachsen anno 1835,
wodurch gewitzte
Mägdelein wie ich mit
lauter Schwerbegriffeln
und Nochmalnachfragern
und
Immernochnichtverstehern
in ein und dasselbe
Klassenzimmer gesperrt
wurden, um sich da bis in
den Irrsinn zu langweilen?
Würde das die Mutti**

**verstehen und seufzend
sagen: »Ja, mein
blitzgescheites Mädel, wenn
diese dumme Schulpflicht
nicht wäre. Gib her das
damische Muttiheft, ich
pinsel schnell mein
Weberkrakel da rein, und
dann vergessen wir das
Ganze.«**

**Würde sie das? Ich glaube
nicht. Deswegen treibt es
mich an jenem**

**verhängnisvollen Wintertag
erst recht nicht ganz
dringend nach Hause.**

**Lieber noch ä weng hätzln,
sprich schlittern. Auf dem
Gehweg so lange hin und
her rutschen, bis aus dem
rutschigen Schnee eine
spiegelglatte Schlitterbahn
geworden ist, und die Omas
die Straßenseite wechseln
müssen, weil sie Knochen
aus Keks haben. Nachdem**

**ich mir die Adduktoren
mürbe geschlittert habe
und dreimal auf den Pops
und zweimal auf den Wanst
gefallen bin, trolle ich mich
denn doch, damit ich zu
Hause bin, bevor meine
Eltern heimkommen. Doch
vor der Wohnungstür gibt
es ein böses Erwachen. Ich
habe meinen Schlüssel
verloren! Irgendwo auf dem
halben Dutzend**

Schlitterbahnen ist mein Schlüssel in den Schnee gefallen. Wenn ich jetzt hier vor der Tür stehen bleibe und Mutti mich so sieht, dann weiß sie doch gleich Bescheid. Dann habe ich überhaupt keine Zeit mehr, sie mit »Darf ich heute das Geschirr abtrocknen?« oder »Schau mal, ich habe alle Blätter vom Gummibaum

**abgewischt!« milde zu
stimmen. Dann habe ich
nicht mal mehr Zeit,
verlegen in der Küche zu
stehen und rumzueiern. Die
Uhr tickt. Ich muss eine
Entscheidung treffen.
Zurücklaufen und suchen,
das kann bis morgen
dauern. Nein, ich muss
irgendwie in das Haus rein.
Wenn ich im Haus bin, habe
ich Zeit, meine Mutti mit**

**Fragen wie »Hast *du*
eigentlich schon mal einen
Schlüssel verloren?«
empathisch
vorzuschwächen.**

**Aber: Ich weiß, dass es bei
uns ein Fenster gibt, das
aus guten Gründen immer
offen ist. Das
Toilettenfenster im
Erdgeschoss. Unser
Toilettenkämmerchen ist
ein simples Plumpsklo und**

**benötigt allzeit gute
Lüftung. Wenn ich da die
Mülltonne unter das
Fenster schiebe, kann ich
hochlangen und einsteigen.
Super! Ich zerre das eiserne
Ding laut kratschend und
funkenschlagend über den
Gehweg bis unters
Toilettenfenster. (Ja, liebe
junge Menschen, damals
waren die Mülltonnen nicht
aus kinderleichtem Plastik**

mit Rädern unten dran wie heute, sondern grobe Kübel aus verzinktem Eisenblech. Damit die Müllmänner damit nicht die Pflastersteine aus dem Trottoir frästen, wurden diese Ungetüme nicht gezogen, sondern angekippt und dann vermittlels einer handschuhschmeichelnden Beule auf dem Deckel zum Wagen gedreht. So ging das

damals eigentlich, aber dazu war ich natürlich zu klein. Es hätte mich reineweg erschlagen.) Dann kletterte ich auf die Mülltonne, schmeiße meinen Ranzen ins Klo und eskaladiere selber schwungvoll übers Fensterbrett. Doch als ich drinnen bin, fällt mir ein, dass Mutti sicher stutzen wird, wenn die Mülltonne so

**aufreizend seltsam unter
dem Toilettenfenster steht.
Doch Gott sei Dank kommt
ein Passant des Wegs, und
Hand auf Herz, würden Sie
einem kleinen Mädchen,
das aus einem Klofenster
winkt und ruft, einen
Wunsch abschlagen? Auch,
wenn es so ein
absonderlicher Wunsch ist
wie »Könntense mal bitte
die Mülltonne hier unten**

**vom Fenster weg und nach
dahinten an den
Gartenzaun ziehen, werter
Fremder?«? Ich sage artig
danke und atme auf. Meine
alles überstrahlende, fast
schon eines Egon Olsen
würdige Genialität, meine
unglaubliche
Erfindungsgabe und meine
Tatkraft haben mich über
diese peinliche
Schlüsselverbummelei**

**triumphieren lassen! Ich
bin zu Hause, wenn Mutti
kommt, und das ist alles,
was zählt! Vielleicht sage
ich es Mutti heute Abend
beim Abendbrot. Wenn man
den Mund voll hat, kann
man ja nicht schimpfen!**

**Beruhigt drücke ich die
Türklinke – doch umsonst!
Klink und klink und klink!
Hah! Herz – bleib nicht
stehen! Meiner**

**überragenden
Auffassungsgabe ist
entgangen, dass meine
Eltern das gutbelüftete
Toilettenkämmerchen von
außen verriegeln, bevor sie
gehen. Damit niemand
durch das offene
Toilettenfenster klettern
und in die Wohnung
eindringen kann, um
beispielsweise unser
hochwertiges Röhrenradio**

**Dominante W 2 vom VEB
Funkwerk Dresden zu
stehlen. Erwähnte ich
bereits, dass unser
Toilettenkämmerchen wie
alle Plumpsklos dieser Welt
keine Heizung hat? Deutete
ich schon an, dass es Winter
ist? Beim Versuch, meine
Schlüsselschusselei zu
verbergen, habe ich mich in
eine Kühltruhe gesperrt.
Und Mutti ist in der Stadt**

einkaufen, Schwätzchen halten und noch ein Schwätzchen und noch eins. Es dauert so lange, dass ich vor Langeweile anfange, meine Hausaufgaben aus dem Ranzen hervorzuholen und zu machen.

Und so kommt es, dass meine Mutti Stunden später nach Hause kommt und sich wundert, wo ihre Tochter ist, den Kopf schüttelt und

**Worte wie »Bummeltrine«
vor sich hin seufzt, bis mein
Stimmchen von ferne ruft:
»Hier bin ich doch! Ich bin
hier drin!«**

**Mutti geht mich suchen.
Denkt, ich würde mit ihr
Verstecken spielen. Ich bin
nicht in der Küche, nicht in
der Kammer. Die Mutti wird
fei ungehalten. »Wo bist
denn nu?«**

»Na, hier drin! Auf der

Toilette!«

Da hat sie natürlich nicht gesucht. Weil die Toilette sichtbar mit einem eisernen Riegel verriegelt ist. Und ihre Tochter ist schließlich nicht Houdini oder David Copperfield und kann sich per Magie selbst von außen einkerkeren. Ungläubig entriegelt Mutti das Klo, und da sitzt Katrinchen auf dem Toilettendeckel,

haucht sich fröstelnd in die Hände wie das Mädchen mit den Schwefelhölzern aus Andersens Märchen und blinkert mit den vor Verzeihung glänzenden Augen.

»Was machst de denn hier drin? Willst du dir den TOD holen?«, fragt die Mutti nun wirklich schwer besorgt.

Das hätte sie mal lieber

**nicht sagen sollen. Denn
danach werde ich noch öfter
am Toilettenfenster
hängen. Und zwar mit
vollster Absicht. Der Anlass:
Meine Eltern streiten sich
gern. Die schenken sich
nichts. (Mir übrigens auch
nicht. Wo andere Eltern
absichtlich schlecht spielen,
damit ihr Kind nicht zu früh
die traumatische Erfahrung
macht, beim »Mensch-**

ärgere-dich-nicht«-Spiel zu verlieren, pusten meine Erzeuger mit höhnischer Grimasse auf den Würfel, werfen dann tatsächlich die benötigte Fünf und lassen mit grausigem Lachen ihre Figur über die Punkte hüpfen, um schließlich mein unschuldiges kleines Plastilichen vom Brett zu kegeln. »Und naus biste!« Alles andere hieße ja das

Kind verzärteln.)

Der Grund, dass meine Eltern gerne streiten, ist wahrscheinlich der hier: Ganz zu Anfang, als meine Eltern gerade ein Paar geworden waren, hatte ihre Oma, also die Mutter ihres Vaters, beim Kuchenaufschneiden mal zu meiner Mutti gesagt: »Dei Klaus, der is fei ä weng zu hübsch für dich!« Sie wollte

**damit sagen, dass mein Vati
jede andere hätte haben
können. Das war zwar
oberflächlich sehr
schmeichelhaft für meine
Mutti, denn schließlich
hatte sich dieser
Traummann unter all den
angebotenen
Vogtländerinnen allein für
sie entschieden,
andererseits hatte es einen
Beigeschmack. So, als**

**müsse meine Mutti sich
Huld und Gunst des Prinzen
Klaus jeden Tag neu
verdienen. Das möchtest
wohl, dachte meine Mutti
grimmig, dass ich die ganze
Zeit dem Prachtburschen zu
Füßen sitze und verliebt
tue. Aber nichts da! Ich
habe auch meinen Stolz,
und drum werde ich ihn
bekritteln und benörgeln.
Und so fauzten und**

haderten meine Eltern die liebe lange Zeit, nur um dem anderen zu zeigen, dass man von ihm nicht abhängig sei.

Aber beim nächsten größeren Krach habe ich eine Idee. Ich würde meine Eltern ein für alle Mal versöhnen. Ich gehe scheinbar wie immer aufs Klo, aber diesmal mit der vollen Absicht, mir »den

**Tod zu holen«. Ich kletterte
auf den Fenstersims und
hänge mich mit freiem
Oberkörper draußen in die
Winterkälte. Atme die
schneidende Frostluft in
großen Zügen ein, auf dass
es endlich meine Atemwege
entzündet und versumpft
und verschlammt.
Lungenentzündung!
Höchstes Fieber! Ärzte
werden wie Schatten hinter**

**meinem Bett stehen und
leise die Köpfe schütteln.
Oh, wie sich da meine
Eltern in den Armen liegen
werden! Das einzige Kind!
Was haben wir die
kostbaren Jahre, da unser
Schatz auf dieser Erde
weilte, verändelt und
verzankt! Tränenfeuchte
Küsse werden sie tauschen
und sich gegenseitig die
schwarzen Haare raufen!**

**Und dann, wenn ich sicher
bin, dass sie sich wieder
lieben wie in der Nacht, als
die Hormone aus ihnen
sprachen und ihre Hände
führten, dann werde ich
flugs genesen!**

**Auferstanden aus Ruinen!
Ins Schlafzimmer laufen, wo
meine Eltern noch
ineinandergeschlungen
liegen, und rufen: »Eure
Liebe hat mich wieder**

gesund gemacht!«

**Leider tut der Eiswind des
Vogtlandwinters nicht die
Hälfte der schädlichen
Wirkung, die meine Mutter
ihm nachsagt. Da kann ich
aus dem Fenster hängen,
bis mir die Finger blau sind.
Stattdessen bin ich am Ende
dieses Winters das
abgehärtete Mädchen von
Plauen und drum herum.**

**Da kann mir auch der
schneidende Fahrtwind
nichts anhaben, der mir im
Sommer acht Stunden um
die Ohren bläst, während
ich im Beiwagen unseres
Familienmotorrads hocke,
mit dem wir an die Ostsee
fahren. Ja, richtig gelesen:
Wir haben keinen Trabi,
sondern fahren ein
sogenanntes Gespann mit
Beiwagen. Vorne sitzt der**

**Vati selbst, die
Motorradbrille auf und
einen Halbschalenhelm mit
Gummireifen drum herum,
hinter ihm sitzt die Mutti
auf dem Sozius und lehnt
das nur von einem Kopftuch
geschützte Haupt an Vatis
starken Rücken (wenn sie
später absteigt, ist ihr Dutt
ganz schief vom Anlehnen),
und ich sitze im Beiwagen,
einen Koffer zwischen**

**meinen Beinen, der nicht
mehr hinten auf den
Gepäckhalter passte. Meine
Finger umkrallen die
Haltestange, und mein
Blick geht scharf durch den
kleinen Windschutz aus
Plexiglas. Ich fühle mich
nämlich wie ein
Rennfahrer. Wenn man in
so einer Blechzigarre sitzt,
und zwar nur zwei
Arschbreit über dem**

**Asphalt oder
Kopfsteinpflaster, da sind
die achtzig
Stundenkilometer
Höchstgeschwindigkeit fast
schon so etwas wie
besinnungsloses Rasen.**

**Wir brechen früh auf. Um
drei, halb vier in der Nacht
geht es los. Bansin ist weit.
Irgendwo im hohen Norden.
Ich bin müde und aufgereggt
zugleich. Ab und zu regnet**

**es, aber dann deckt mich
Mutti mit einer selbst
zugeschnittenen Plane zu
(die irgendwie im VEB
Stahlbau Plauen »nicht
mehr gebraucht wurde«),
und ich rumpele im
Dunkeln über die Straßen
der Republik. Am Vormittag
sind wir schon im Bezirk
Potsdam, wie große Teile
der Mark Brandenburg
damals heißen. Meine**

**vogtländischen Augen
werden groß. Die haben
überhaupt keine Berge
hier! Was machen die denn
im Winter? Die ganze
Gegend ist komplett
unrodelbar. Nur
Kiefernplantagen auf Sand.
Die armen Tröpfe. Dann
brausen wir noch einmal
über die sieben Berge in
Mecklenburg, und schon
sind wir in Bansin. Sofort in**

**den Badeanzug mit dem
Rüschenpopo! Endlich wird
gekleckert und nicht mehr
geklotzt. Wir bauen
Kleckerburgen wie aus dem
Kleckermannkatalog. Einen
Sommer fahren wir auch
nach Freest gegenüber vom
Kernkraftwerk Lubmin. Da
ist das Wasser wärmer, und
man kann beim Tauchen
mit der Taucherbrille mehr
Fische beobachten. Aber so**

**ist das mit der Kernkraft.
Wenn man nichts von ihr
weiß, dann tut sie einem
wohl nichts. Braungebrannt
und salzgegerbt fahren wir
wieder nach Hause. Die
Haare flattern an den
Ohren, ich kralle mich an
die Haltestange im
Beiwagen, lege mich in die
Kurve (obwohl das gar nicht
richtig geht) und flüstere
leise meine Reportage: »Der**

**Silberpfeil hat jetzt eine
Schwindigkeit von über
einer Knillion erreicht! Das
ist doppelt so schnell wie
das Licht und dreimal
schneller als die
Dunkelheit!«**

**(Kleine Nachbemerkung:
Wahrscheinlich sollte ich
mich heute auch mal wieder
im Winter halbnackt aus
einem Plumpsklofenster
hängen lassen: Das mit der**

**Abhärtung hat sich nämlich
leider wieder gegeben:
Heutzutage kriege ich
schon Angst, einen
Schnupfen zu bekommen,
wenn ich nur in einem Buch
lese, dass die Tür offen
stand!)**

**Ungeküsst am
Wasserflohteich
oder Sie
suchten Liebe
und fanden nur
Stecknadeln!**

**Als die Pubertät kommt,
muss sie mich erst ein**

bisschen suchen. Die Pubertät hatte nämlich gedacht, ich stehe im Schall eines Kofferradios mit den anderen Halbstarken an der Ecke und schwenke kokett kichernd meinen Oberkörper hin und her, bis den Jungs die Augäpfel aus den Schädeln purzeln. Aber ich stehe nicht an der Ecke. Ich sitze zu Hause. Vorm Fernseher. Mit meinen

**Eltern. Am Samstagabend!
Während die Pubertät
meine Mitschülerinnen
abends früh zu Bett gehen
lässt, freilich nur, um dann
heimlich aus dem Fenster
zu klettern, weil jetzt die
Zeit ist, wo man sich
dringend mit Zunge küssen
und überall befühlen muss,
sitze ich in meiner
Hausschürze auf dem
Kanapee und häkele was**

Schönes, als wäre das alles hier nur ein Leben zur Probe.

Ich trage eigentlich immer Schürze. Einen Kittel aus perligem Dederon mit aufgesetzten Taschen, die quasi mein Gedächtnis sind. Wo sind das Taschentuch, der Kamm, die Schere, der Filzstift? Wo andere lange suchen müssen, reicht bei mir ein Griff: in die

Schürzentasche. Ich hätte liebend gerne noch mehr Taschen. Das ist, als wenn man seinen Schreibtisch mit sich herumträgt.

Furchtbar praktisch, und man schont die Kleidung. Es gibt doch überhaupt keinen Grund, sich mit den Knien dumme Beulen in die Hosen zu sitzen oder sich beim Vespern die Bluse zu bekleckern, wenn man

**stattdessen eine Schürze
aus Dederon tragen kann?
Aus einem so
unverrottbaren Stoff, dass
noch in tausend Jahren
Besucher aus dem Weltall
den Umriss Ostdeutschlands
anhand von ausgegrabenen
Dederon-Kittelschürzen
kartographieren werden.**

**Und deswegen - aber das
bleibt unter uns - trage ich
auch heute noch daheim**

**häufig Schürze. Falls Sie
gedacht haben, ich würde
zu Hause im hautengen
kleinen Schwarzen apart
auf der Sofakante sitzen
und mit der Federboa
spielen, müssen Sie leider
umdenken. Wenn ich nach
der Vorstellung nach Hause
komme, heißt es raus aus
dem Glitzerfummel, rein in
die Schürze. Sozusagen vom
Schmetterling zur Raupe in**

**zehn Sekunden. Sollten
eines Tages also Schurken
in mein Heim eindringen,
um mich für ein prächtiges
Lösegeld zu entführen,
werden sie wahrscheinlich
an mir vorbeilaufen, so wie
ich immer dasitze mit
Schürze und Brille. Die
ganze Wohnung werden sie
absuchen, sich schließlich
nach mir umdrehen und
schreien: »Wo ist Katrin**

Weber? Sag uns sofort, du kleine Putze, wo Katrin Weber ist!«

Jetzt jedenfalls, wo ich mit vierzehn, fünfzehn Jahren immer noch daheim hocke und häkele, denken meine Eltern: Haben wir ein Glück! Wie lieb sie häkelt! Gut, dass sich unsere Katrin nicht für Jungs interessiert. Schlimm genug, dass sich

**die Jungs schon für die
Katrin interessieren.**

**Einmal hat sogar schon
einer geklingelt und
gefragt, ob die Katrin da ist.
Rotzfrech saß er da auf
seiner MZ und hatte sogar
noch eine Jeansjacke an, als
wär' er Wunder was! Der
dachte wohl, er fetzt! Gott
sei Dank war die Katrin
nicht da, sonst wär die
nachher noch weg gewesen.**

**Denn wenn ich nicht
gerade lieb häkele, muss
ich mit Vati mit ...**

Besorgungen machen.

**Erstens, damit ich nicht zu
Hause bin, falls mal einer
klingelt, und zweitens, weil
es meiner Mutti Schönstes
ist, wenn mal alle weg sind
und sie ihre Ruhe hat. Es ist
nun nicht so, dass sie sonst
immer Stress hat, wenn wir
alle da sind (wir sind ja**

**insgesamt nur drei
Personen), aber unsere
Ruhe ist eben nicht ihre
Ruhe. Und so hören wir oft
den Satz: »Macht eisch mal
weng naus!« Deswegen
nimmt mich Vati sogar mit,
wenn er Wasserflöhe holt.
Mit dem Motorrad im
Beiwagen (wir haben immer
noch keinen Trabi, du hältst
es im Kopf nicht aus). Vati
versteht gar nicht, warum**

ich so gucke. Ich bin doch früher so gerne Beiwagen gefahren! Aber heute: Die Knie gucken fast aus dem Beiwagen raus, und ich bete, dass mich niemand sieht. Am Teich schwenkt er bedächtig den Kescher durch die Brühe. Ich stehe daneben und langweile mich zu Tode. »Willst du auch mal keschern?«, fragt der Vati. Er ist jetzt nicht so

der Mädchenverstehher.

Zu Hause erzählt die Mutti, dass wieder der Halbstarke mit der MZ da war, aber sie hat ihn gar nicht erst klingeln lassen. Gleich aus dem Fenster hat sie ihn angeschnarrt: »De Katrin is' nich' da! Die is' mit ihr'm Vati Wasserflöhe holen! Fors Aquarium!« Na super. Der kommt nie wieder. So viel ist mal klar.

Das ist schlecht, denn es ist ja nun nicht so, dass die Jungs jeden Tag im Motorradcorso um unser Haus kreisen oder sich gegenseitig wegschubsen, um mir im Klassenzimmer den Stuhl anzubieten. Da gibt es ganz andere Fräuleins. Mit großem Busen und kleinem Mundwerk. Das stehen die Jungs drauf. Ich hingegen -

**mit kleinem Busen und
großem Mundwerk - flöße
den Schwitzpickeln eher
Angst ein. Außerdem
sprießt mir ein aparter
Damenflaum, und etwas zu
küssen, was sich so anfühlt
wie die eigene Oberlippe,
das ist für die Jungs echt
noch ein bisschen zu viel.**

**Wie viel Weiblichkeit mit
sechzehn Jahren in mir
steckt, kann man daran**

**erkennen, dass eine alte
Frau, der ich in die
Straßenbahn helfe, nachher
sagt: »Ach, danke, junger
Mann!«**

**So darf meine Pubertät
natürlich nicht dahingehen.
Schluss mit Häkeln! Jetzt
wird genäht! Aus
Stoffresten meiner Oma, die
in der PGH »Bluse«
arbeitet, bastele ich mir ein
Paar frühe Push-up-**

**Einlagen, die mich - locker
untergesteckt - vornerum
interessant machen sollen.
Dann verabrede ich mich
mit meiner Freundin Sylvia,
und ab geht es zum
Rummel. Stolz trage ich
meinen selbstgenähten
Busen durch die Buden. Der
Zuckerwattemann dreht vor
Staunen eine Zuckerwatte,
so groß wie ein
Traktorreifen, und die**

**Kerle an der Schießbude
ballern verwirrt ein paar
Löcher in den Erster-Preis-
Riesent Teddy ganz oben im
Regal. Ältere Herren
räuspern sich
Bemerkungen ab, wie »De
klaane Webern werd ja
langsam ä rischdschis
Frollein«. Jawoll meine
Herrn, so haben wir es
gern. Da werden die Sylvia
und ich jetzt mal ganz**

**langsam zur Luftschaukel
schlendern und dort ein
bisschen sehr feminin und
doch ausgelassen hin und
her schaukeln. Wäre doch
gelacht, wenn die Jungs
sich nicht die Halswirbel
locker schwenken bei
unserem hochattraktiven
Hin-und-her-Schaukeln!
Aber nach nur zwei
Minuten Schaukeln - ich
hole mächtig Schwung -**

**klappt meine Freundin
Sylvia an ihrem Ende des
Schaukelschiffs mit
hochrotem Kopf unter
albernem Lachgeschrei
zusammen. Sie kriegt sich
überhaupt nicht mehr ein!
Sie muss aufpassen, dass sie
nicht über Bord geht!
Während sich meine
Freundin in einem
Lachkrampf sondergleichen
kringelt, segeln zwei**

**Stoffstücke in einer
bedeutenden Parabelbahn
zu Boden. Und ehrlich
gesagt sehen sie aus wie
meine selbstgenähten
Büstenpolster. Ich äuge
entsetzt in meinen
Ausschnitt, wo dieselben
fehlen. Himmel, hilf! Die
Einlagen waren wie
gemacht für stolzen Gang
und zierlichen Sitz, aber
das großartige Wiegen und**

**Schwanken, das Krümmen
und Stemmen auf der
Luftschaukel haben sie
gелockert, gelöst und
davonfliegen lassen.**

**Als dralle Dirn bin ich
eingestiegen, als flacher
Witz steige ich wieder aus.
Den Rest des Abends
latsche ich mit
verschränkten Armen über
den Rummel. Beleidigt vom
Leben und meiner eigenen**

Dämlichkeit. Aber es ist noch nicht zu Ende. Die Jungs werden sich noch wünschen, ich hätte nur ein paar Stofflappen untergesteckt.

Denn meine unzureichenden Nähkünste begleiten mich weiter durch die Pubertät. Zum Beispiel in die Schuldisko. Wir haben das Klassenzimmer ausgeräumt, verdunkelt

und einen Sonett-Kassettenrekorder aufgestellt, dessen Plastehülle vibriert, während »Magic Fly« von Space oder »Follow me« von Amanda Lear oder gar »Mississippi« von den Pussycats aus den Lautsprechern schnarrt. Aber die mangelhafte Technik stört uns nicht. Wir sind ja die Generation Not-

**macht-erfinderisch, und
deswegen habe ich statt
einer Diskokugel eine
Rundumleuchte vom Vati
mitbekommen, die im VEB
Stahlbau nicht mehr
benötigt wird, weil der
Arbeitsschutz am
Rollladentor ja bereits allen
Werk tätigen in Fleisch und
Blut übergegangen ist. Wir
haben also Dunkelmunkel
mit Flackerlicht, da kann**

**man entspannt miteinander
rumwackeln, wie Tanzen
damals geht. Und dann
kommt ja auch noch die
»langsame Runde«. Nach
dem Desaster mit dem
Stopfbusen habe ich
neuerdings mein
Augenmerk auf die
Betonung meiner echt
schönen Hüften gelegt und
mir einen Wildledergürtel
geschneidert, der super**

hippiemäßig aussieht. Er ist nur nicht ganz fertig geworden zur Fete, weshalb die Jungs beim Schmusen jetzt plötzlich spitze Schreie von sich geben, wenn sie im Dunkeln ihre Hände so ein bisschen an meiner Taille herunterrutschen lassen wollen. Ich musste leider die unfertigen Nähte mit Stecknadeln befestigen. Unversehens war mein

**hipper Hüftgurt zum
Keuschheitsgürtel
geworden. Darum heißt es
bei der langsamen Runde
jetzt leider Akupunktur
statt Massage. Aber sagte
nicht schon Goethe in
seinem berühmten
Reiterhöslein oder
Heideröslein: »Röslein
sprach, ich steche dich /
Dass du ewig denkst an
mich!«**

**Immerhin gelte ich schon
als angesagt genug, um zum
Plattenhören zu Gerdi
eingeladen zu werden.**

**Gerdi, im Personalausweis
natürlich nur Gerd, sieht
aus wie der junge Sascha
Hehn, kommt aus bester
Familie, ist tipptopp in
Form und auch noch gut in
der Schule. Als wenn das
nicht schon genug wäre, hat
er Westverwandtschaft satt.**

Und zwar eine Westverwandtschaft, die ihm alle heißen Platten rüberschickt, die man sich nur wünschen kann. Die Webers hingegen haben keine Westverwandten, und wir haben überhaupt nur vier heiße Platten. Auf dem Elektroherd - und auch nur, wenn er an ist.

So lümmeln wir also bei Gerdi rum und hören »Pink

Floyd« andächtig, als wäre es ein Gottesdienst, und die Jungs versuchen, sich ein bisschen in die Mädchen hineinzulümmeln. Wenn sich einer bei mir hineinlümmeln will, dann fange ich ganz laut an, mitzusingen, weil dann alle hergucken, und der Knabe ganz schnell wieder so tut, als wäre er nur auf seinem Ellbogen ausgerutscht.

Das ist ein bisschen fies von mir, aber irgendwie ist mir wie: Das sind noch keine richtigen Männer! Mit denen will man noch nichts Festes! Oder wie meine Oma immer sagt: Die sind nur was für den Kreislauf! In unserer Familie ist niedriger Blutdruck ein Problem.

Aber ehrlich gesagt habe ich auch ein bisschen Angst

**vor dem Unausweichlichen.
Es geht schließlich nicht
nur um meine Stellung,
sondern auch um meinen
Ruf! Was, wenn der Junge
meiner Wahl ausplaudert,
wie dumm ich mich
anstelle? Oder noch
schlimmer: Was, wenn er
selbst Angst hat, dass ich
ausplaudere, dass er nicht
wusste, wie man den Haken
auf meinem Rücken**

**aufkriegt? Was, wenn
deswegen alles ganz
furchtbar und peinlich und
unzufriedenstellend wird?
For ever young! Ha, da kann
ich ja wohl nur lachen! Wer
möchte eigentlich for ever
den Nachmittag mit
rasendem Herzen,
schwitzend, raufend und
schnaufend in einem
kleinen Jungszimmer auf
einem schmalen Klappbett**

verbringen? Immer in Gefahr, die ganzen herausgekrempelten Sachen nicht wieder rechtzeitig eingesteckt zu bekommen, wenn seine Mutter zum dritten Mal die Tür klopf-öffnet und heuchlerisch fragt, ob wir ein paar Kekse wollen oder eine Kanne Pfefferminztee.

Hinzu kommt, dass ich eine elektrisierende

**Persönlichkeit bin. Bei mir
knistert es gewaltig, aber
nicht so, wie sich das die
Jungs vorstellen. Ob es
geheime Erzadern unter
meinem Elternhaus, das
emotionale Spannungsfeld
zwischen meinen Eltern
oder das andauernde
Tragen einer
elektrostatisch-
aufgeladenen
Dederonschürze waren,**

Fakt ist, dass bei mir der Funke überspringt, wann immer ich in jemandes Nähe komme. Das gilt vor allem für die jugendlichen Reibereien. In null Komma nix bin ich auf 30000 Volt aufgeladen, und wenn der jugendliche Prinz meines Herzens sich mir mit seinen Lippen bis drei Millimeter genähert hat, kriegt er einen Stromstoß

**reingeknallt, dass er glaubt,
ich hätte hinterrücks zwei
Finger in der Steckdose.**

**Es wird nie aufhören. Ich
war, ich bin und werde sein
- Elektro-Woman.**

**Mikrofone knattern und
knacken, Lichter gehen aus
oder flackern, Radiosender
rauschen, Uhren bleiben
stehen, rätselhafte
Selbstentzündungen
eigentlich ausgedrückter**

**Zigaretten oder
ausgeblasener Kerzen
werden mich lebenslang
begleiten, wo immer ich
auftauche.**

**Hinzu kommt, dass meine
eigene Mutti sich dann
doch als überraschend
neugierig erweist. Ich
brauche nur mal mit
unordentlichen Haaren und
einem rausgelupften
Blusenzipfelchen vom**

Keramikzirkel oder der Chorprobe kommen, schon will sie wissen, was da war und bis wohin. Schon längst nicht mehr, um mich zu schützen. Jetzt, wo ich bald fünfzehn bin, macht sie sich doch Sorgen, dass ich vielleicht gar zu unterkühlt oder biestig bin, am Ende womöglich ein spätes Mädchen werde und bis zum Schluss zu Hause

**wohne und das
Fernsehprogramm
mitbestimmen will.**

Die Nachtigall vom Comeniusberg

**Wie auch immer: Das
verträumte Mitsingen
während der
Plattenanhörungen bei
Gerdi hat einen
Nebeneffekt, der sich nach**

**und nach zur Hauptsache
auswächst. Es spricht sich
nämlich herum, dass ich ein
goldenes Kehlchen habe.
Und als eines Tages in der
Plattenbau-Gaststätte am
Comeniusberg, unserem
guten »Restaurant« mit der
versammelten Haute
Cuisine des Ostens, als da
wären Ragoût fin mit
Worcestersauce, sprich
Raggefäng mit**

**Worschästersoße, Steak au
four alias Steg o fohr, Toast
Hawaii, das warme Eckchen,
für Unkundige: eine
Scheibe aufgewärmter
Schweinebraten mit
Graubrotbemme, und
natürlich Soljanka, der
Wochenrückblick als
Gericht, als also hier die
moderne Beatmusik
einkehrt, geschieht es. Am
Abend, an dem in diesem**

**nüchternen Etablissement
zum Schülerball eine
Coverband gastiert,
verlangen meine Mitschüler
am Ende, ich solle auf die
Bühne, weil »de Katrin ka
ganz doll singe«. Ich ziere
mich nur ganz schwach,
weil ich ja längst weiß, dass
ich dahin gehöre, wo die
Bretter die Welt bedeuten.
Die Musiker verabreden mit
mir einen stimmlich nicht**

**übermäßig turbulenten
Drei-Akkorde-Hit von Tina
Rainford, und dann geht's
los:**

**Katrin Weber, die
»Nachtigall von Plauen«
singt: »Si-hilver-Bird, keep
on flying!«, dass sich die
Styroporplatten an der
abgehängten Decke biegen.
In nie gehörte Höhen
schwingt sich meine
Stimme, und gebannt**

**lauscht unten die Schar
derer, die gar nicht
wussten, dass man so hoch
singen kann. Es existiert
sogar noch irgendwo ein
rarer Bootleg, ein
Mitschnitt in »Sonett«-
Qualität. Der wäre jetzt
wahrscheinlich einige
Tausender wert, wenn ...
man noch was verstehen
könnte.**

Wenn es noch etwas

**gebraucht hatte, um meine
Musiklehrerin Dagmar
Schmidt von meiner
Berufung zu überzeugen,
dann war es jetzt
geschehen. Sie nötigt meine
Eltern förmlich, diese tolle
Stimme in Ausbildung zu
geben. Und zwar auf die
Musikschule »Clara Wieck«.
Meine Eltern zögern. Weil:
De Katrin is ja nu ä weng
unstet. Heute willse das,**

**morgen was anners! Das ist
ja keine AG nachmittags im
Klassenzimmer! Irgendwas
mit Klecksen oder
Panschen! Das ist ernste
Kunst! Wir machen uns
doch zum Gespött der
Leute, wennse dahin geht,
und dann drei Wochen
später hattse wieder keine
Lust mehr. Wir kennen das
doch! Die wer'n sich de
Mäuler zerfetzen! »Hammse**

**schon gehört? De Tochter
von der Brigitte, der
Fleischverkäuferin, die will
itze ä Sängerin wer'n.« Aber
meine Musiklehrerin bleibt
fest. Ich sei ein Talent, das
nicht vergeudet werden
dürfe. Nach eingehender
Beratung (»Talent, Talent!
Von wem hat'se des denn
eigentlich? Nu, von uns net.
Des müsse vom Opa hamm«)
lassen mich meine Eltern**

**nach dem Abendbrot
antreten. Dann werde ich
vergattert. »Da de ja
offensichtlich wirklich
schee singe kannst,
machste des itze aber auch!
Und zwar richtig. Wenn,
dann muss sich des fei auch
lohnem, der ganze
Aufwand.« Es stellt sich
heraus, dass die Notenlehre
in der Musikschule
stattfindet, der**

**Gesangsunterricht aber am
Theater. Meine Eltern
fallen bald in Ohnmacht.
Am Theater! Lauter
Hanswürste und liederliche
Kokotten! Unterwelt! Was
haben wir getan? Das
eigene Kind an den
Tingeltangel verschenkt!
Meine Eltern haben ja
keine Ahnung.
Kulturschock Theater! Ich
hatte ja immer gedacht, es**

**gebe nur diese eine, etwas
triste, zähe Realität, dieses
flaue Grauen in den mauen
Klauen von Plauen, aber als
ich das erste Mal hinter der
Bühne des städtischen
Theaters durch die Gänge
gehe, vorbei an Kostümen
und Perücken, die nach
Zauber und Angstschweiß
riechen, nach Kryolan und
Mastix, ist es um mich
geschehen. Wo gibt es denn**

**das, dass einem überallhin
ein Scheinwerferspot folgt,
wenn nicht auf einer
Theaterbühne? Und alle
sind so herrlich affektiert!
In der Schule gelte ich als
überkandidelt, aber hier
bin ich so was von
unterkandidelt. Ich bin
geradezu
ausdrucksbehindert
gegenüber all den
rollenden Augen und**

**schallenden Gelächtern.
Klein Katrin ist endlich
durch den Kaninchenbau
ins Wunderland gefallen.**

**Als ich meinen
Gesangslehrer sehe, möchte
ich am liebsten im
Erdboden versinken vor
Scham. Es ist Heinz
Hentschel, der berühmte
Plauener Operntenor. Ein
kleiner Mann mit großer
Stimme. Und: Er muss mich**

**noch in unschönster
Erinnerung haben! Denn
gerade mal sieben Jahre
zuvor haben meine
Freundinnen und ich beim
Schülerkonzert uns bald vor
Lachen in unsere weißen
Strumpfhosen gebissen, als
er da oben auf der Bühne
erschien, ein Gesangsbuch
mit beiden Händen weit von
sich hielt, seine
Lungenflügel ausbreitete,**

die Lippen formte wie ein Karpfen und lossang. Ich hatte so einen Lachanfall, dass meine Klassenlehrerin Frau Thoß mich mit ihrem Blick quasi niederbrannte. Das muss er mitgekriegt haben. Gleich wird er mich wiedererkennen und mich fortschicken mit den Worten, man möge mir erst einmal Respekt beibringen, bevor an eine

Gesangsausbildung auch nur zu denken sei.

Aber nein. Ich habe Glück. Er war damals wohl so versunken in seinen Gesang, dass er das gackernde Knäuel aus Schülerinnen, die sich seinetwegen beinahe einpullerten, nicht sah. Ungewohnt demütig und brav merke ich mir also alles, was mir Heinz

**Hentschel sagt und zeigt.
Und recht so: Ich muss
lernen, dass ich bis jetzt
eigentlich gar nicht
gesungen habe. Singen geht
völlig anders. Meine
Stimme sitzt an der
falschen Stelle, meine
Atemtechnik ist irgendwo
kurz vor asthmatisch. Aber
das gibt sich, und bald darf
ich abends für die
»Zauberflöte« mit dem Chor**

**der noblen Singakademie
Plauen auf der Bühne
stehen und singen! Wenn
meine Mitschüler den
Abendbrottisch decken
müssen, fange ich erst mit
der Probe an!**

**Es ist so unglaublich, dass
ich abends manchmal vor
Besonderheit gar nicht in
den Schlaf finde. Hinzu
kommt: Ich kann bald auch
Noten lesen. Ich kann**

Vorzeichen deuten (wenn auch nur die auf den Notenlinien) und damit sogar aus einem schlichten »E« ein tolles »Eis« machen. Sogar vom Blatt kann ich singen. Musikunterricht macht plötzlich Spaß. Es fühlt sich an, als wäre ich gar keine Schülerin mehr, sondern die Hilfslehrerin! Für mich ist klar: Ich werde Sängerin!

Für andere ist das nicht so klar. Schon gar nicht für den grauen Mann von der staatlichen Berufslenkung, der uns in der zehnten Klasse besucht, um uns Mädchen unsere Perspektiven vorzustellen. Es sind insgesamt drei. Die Mädchen wollen zwar meistens Friseurin, Kindergärtnerin, Zahnarzthelferin, auf Hoch-

**Ostdeutsch auch
stomatologische Schwester
werden, aber in Aussicht
gestellt wird ihnen dieses
Jahr nur
Industriefachdingsbums.
Die Jungs können
Anlagenfahrer oder
Zerspaner werden oder sich
für 75 Jahre als
Berufsgefreiter bei der
Dritten Muschkotenbatterie
in Schlammnitz an der**

**Feuchtwiese verpflichten.
Alles andere wird gerade
nicht benötigt in der
Planwirtschaft. Also melde
ich mich und sage mit extra
glockenheller Stimme, dass
ich den Wunsch hege,
fürderhin die Menschen
unseres Heimatlandes als
Schlagersängerin zu
erfreuen, weil ich gern
sänge. Der Mann von der
staatlichen Berufszuteilung**

**kläfft ein hartes Lachen
und meint:**

**Schlagersängerin? Das ist ja
eine spinnerte Idee, das ist
gar kein richtiger Beruf!**

**Und nur, weil du vielleicht
gut singst? Da könnte ja
jemand, der fein spricht,
auch gleich Sprecher
werden! Oder noch besser,
jemand der gern vorne sitzt,
Vorsitzender werden!
Womöglich Diplom-**

**Vorsitzender! Ober-Diplom-
Vorsitzender am Ende!**

**Hahaha! Er muss erst mal
ins Taschentuch schneuzen,
weil er sich schnotterig
gelacht hat. Dann wird er
wieder ernst. Wenn ich
mich schon mit Akkorden
auskennen täte, hätte er
einen Job für mich. Als
Schneiderin im Akkord am
Fließband im VEB Plauener
Damenkonfektion.**

Ich bin deprimiert. Eben noch hatte ich gedacht, mit meiner auf langen Schulwegen belüfteten und geweiteten Stimme diesem Standort der ostdeutschen Textilverarbeitung zu entfleuchen, und dann heißt es plötzlich, Sängerin sei kein Beruf.

Ich muss umdenken. Dann werde ich eben Musiklehrerin. Auch wenn

**vielleicht momentan keine
gebraucht werden. Dann
warte ich so lange. Singe
ich eben nicht für die
Menschen, sondern nur für
die Kinder. Aber als
Eckehard Rösler, der Leiter
der Plauener Singakademie,
den Grund für mein fortan
verdüstertes Gemüt erfährt,
ergreift ihn initiative Wut.
»Weißt du was, Katrin? Wir
fahren nach Dresden! Ich**

**stelle dich jetzt Elsbeth
Plehn vor! Wäre doch
schade um so ein Talent!«
Und so rolle ich bald mit
den beiden Koryphäen der
Plauener Sangeswelt,
Chorleiter Eckehard Rösler
und Operntenor Heinz
Hentschel, nach Dresden,
wo eine strenge androgyne
Dame mit Kurzhaarfrisur
am Flügel sitzt und mich
Töne und Tonleitern**

nachsingen lässt. Erst nur ganz vorsichtig von unten hinauf, dann höher und immer höher und höher. Frau Elsbeth Plehn registriert jeden getroffenen Ton mit einem feinen »Jaaaa«, dann mit einem interessierten »Ahaaaa!« und schließlich mit »Naaa sieh maal ainer aan!«. Noch nie habe ich gehört, dass jemand so

Vokale artikuliert. Als wir ganz oben angekommen sind bei den Tönen, irgendwo kurz unterhalb von Ultraschall, wo nur noch Fledermäuse die Prüfung weiterführen könnten, klappt Elsbeth Plehn plötzlich den Flügel zu. Ich erstarre vor Schreck. Wahrscheinlich habe ich zu hoch gesungen. Wahrscheinlich sind meine

Stimmbänder krankhaft verkürzt. Wahrscheinlich war die letzte Oktave nur noch Möwengeschrei. Aber nein, Elsbeth Plehn klatscht leicht die Hände auf die Hosenbeine und hebt die Augenbrauen und sagt:

»Dann nehmen wir das doch mal als Eignungsprüfung! Mein liebes Kind, Sie haben da eine sehr expandierfähige Stimme. Da

geht ja einiges. Sie wären ja unter Umständen ein dramatischer Sopraaan!«

Mir fällt vor Staunen fast der Unterkiefer ab. Ich bin nicht nur ein Talent. Ich bin ein ausbaufähiges Talent! Das ist ja wunderbar. O bitte, bitte! Liebe strenge Dresdner Gesangslehrer, baut mich aus, baut mich auf! Baut meine kleine vogtländische

**Amselkehle zu einer
internationalen
Schmetterstimme um!
Spannt mich auf den
Stimmexpander! Ich will in
der Scala stehen und
Pavarotti anschreien, dass
dem die Wangen flattern.**

**Ein paar Wochen später
darf ich zur offiziellen
Aufnahmeprüfung fahren.
Mit dem Vati und im Trabi
(wir haben endlich einen,**

**hat ja auch nur sechzehn
Jahre gedauert). Es ist ein
schlimmer,
wetterwendischer Winter,
und da die vormals getaute
Straße wieder überfroren
und dann auch noch
zugeschneit ist, verliert
unser kleines Pappauto bei
der kreisrunden
Kleeblattauffahrt auf die
Autobahn etwas sehr
Wichtiges. Nämlich die**

**Bodenhaftung. Wir drehen
uns im Walzertakt und
schleudern auf die
Autobahn, wo dösige Lkw-
Fahrer mit ihren
Sattelschleppern
heranrasen. Gleich wird
einer von denen unsere
Pappe zusammenfalten, als
wäre sie ein Schuhkarton.
Ich brülle, wie ich noch nie
gebrüllt habe! Mein Vati
hätte beinahe das Lenkrad**

**losgelassen, um sich die
Ohren zuzuhalten. Dann
irgendwann, nach einer
gefühlten Unendlichkeit,
erblicken wir irgendeine
freie Spur und eiern wieder
geradeaus - Richtung
Dresden. Ich puste und
räuspere, ich schlucke und
denke, das war's! Jetzt haste
dir deine Stimme ruiniert.
Kaputtgebrüllt. Das Leben
gerettet, aber die Zukunft**

**verloren! Aber erste Tests
ergeben, dass das Gegenteil
der Fall ist. Gelockert hat
sich meine Stimme. Frei
schwingen meine
Stimmbänder im Wind
meines jungen Atems. Ich
knödel die Tonleiter rauf
und runter. Alles wie neu!**

**Aber das Unglück hat
mich nur kurz losgelassen,
damit ich Hoffnung
schöpfe. Das Unglück will**

**heute mit mir spielen. Denn
als ich in den ehrwürdigen
Hallen der Dresdner
Hochschule für Musik »Carl
Maria von Weber« meine
Noten auspacke, sehe ich,
dass es die falschen Noten
sind. Genauer gesagt, die
falsche Tonart. »Lachen
und Weinen« von Schubert,
aber in der Sopranversion.
Doch ich brauche was
Tieferes. Da stehe ich nun,**

**dem Tode entronnen, habe
die kehligste Stimme aller
Zeiten und keine passenden
Noten. Gott sei Dank bin ich
nicht allein zur
Aufnahmeprüfung gebeten,
und Schubert scheint hier
ja quasi jeder singen zu
müssen. Deswegen quatsche
ich einen jungen Mann an,
ob er mir sein Liederbuch
ausleihen könne. Der junge
Mann ist bass erstaunt, was**

**allerdings kein Wunder ist,
denn er ist - ein Bass. Und
was für einer! Es ist René
Pape, der später einmal
Grammy- und
Echopreisträger sein und
auf den bedeutendsten
Bühnen der Welt stehen
wird. Aber das weiß er zu
diesem Zeitpunkt noch
nicht, und deswegen leiht
er mir mit der urwüchsigen
Solidarität des**

**Aufnahmeprüflings seine
Noten.**

**Dann werde ich
hereingerufen. Vati wartet
draußen. Er ist auch der
Mann mit einer ersten
Einschätzung, als ich
wieder herauskomme.**

**»Warst fei weng leise!« Na
ja, für jemanden, der als
Trompete auf Kinderbeinen
bekannt war, ein
irritierendes Urteil, und es**

beginnt Unsicherheit an mir zu nagen.

»Hier, der junge Mann nach dir (besagter René Pape), der hat schee laut gesunge!«, meint Vati. Er hat eben ein Ohr für Weltstars! Na super, mir geht es schon viel besser!

Noch eine Viertelstunde warten, und dann steht es fest: Ich darf eine Sängerin werden! Egal, was der Mann

**von der staatlichen
Berufslenkung darüber
denkt.**

Bandkasper oder Was rasselt nachts durch Plauen?

**Da ich für die Aufnahme
an der Musikhochschule
eine abgeschlossene**

**Berufsausbildung brauche
(irgendwie hatte der
Berufslenker also doch
recht) und von meinen
unzureichenden
Nähkünsten immer noch
genervt bin, mache ich nach
der zehnten Klasse die
angebotene Ausbildung zur
Bekleidungsfacharbeiterin
im VEB Plauener
Damenkonfektion. Das passt
ganz gut, denn ich kann**

**meinen Kittel von daheim
gleich anlassen. Hier sitzen
alle in Dederonschürze und
Hausschlappen an der
Nähmaschine. Mit meist
nur Unterwäsche drunter.
Man wird aber auch gut
warm, denn es herrscht
Leistungslohn, und es gibt
eine Norm! Schwups
kommen die Behälter
angerollt, und dann heißt
es: Ärmel nähen, Ärmel**

**nähen, Ärmel nähen, Ärmel
nähen, Ärmel nähen. Bis
der nächste Behälter
kommt. Zur Abwechslung
gibt es auch mal
Manschetten zu nähen.
Einmal nähe ich eine Woche
lang nur Manschetten, und
am Ende nähe ich quasi
bewusstlos. Wie in einem
Rausch. Wenn eine meiner
Kolleginnen ihr
Taschentuch bei mir hätte**

**fallen lassen, hätte ich
sofort eine Manschette
draus genäht. Ich habe in
diesem Zustand aus
Versehen die Norm
gebrochen, was man
untereinander nicht so gern
hatte, denn das kann ja
wohl nicht das Ziel des
sozialistischen Werktätigen
sein, dass er beim Arbeiten
nicht mehr dazukommt, zu
schnattern, zu scherzen und**

Schwänke aus dem Leben zu erzählen. Wenn man nämlich ein paarmal die Norm gebrochen hatte, wurde die Norm angehoben, und dann hätten meine altgedienten Kolleginnen auch wie rasend Manschetten nähen müssen und mich womöglich gehasst. Oder wären aus der Haut gefahren.

Aus der Schürze ist schon

**mal eine gefahren. Plötzlich
und unerwartet springt die
Kollegin eines schönen
Sommertages vom Band auf
und reißt sich ihren
Dederonkittel mit so viel
Schmiss herunter, dass
keine Burlesquetänzerin
von der Reeperbahn es
besser gemacht hätte. Nur
noch im weißen Unterzeug
tanzt sie dann herum.
Zappelt mit den Beinen,**

**wedelt mit den Händen.
Man hätte es für Striptease
halten können. Aber das
hätte wenig Sinn gemacht,
denn in unserem
Frauenbetrieb war um diese
Zeit kein Männerauge weit
und breit, das einen
Kennerblick auf ihren in
allerfeinstes Feinripp
gewandeten Körper hätte
werfen können. Der Grund
war denn auch ein ganz**

anderer: Eine Wespe hatte sich vom Summen der Nähmaschinen anlocken lassen, war durchs sommerliche Fenster gebrummt und ihr unter die Achsel geschnuppert. Bekam dort Panik, stach los und rutschte der Unglücklichen auch noch weiter auf den Rücken, da die Kollegin eine der Schlankeren und zwischen

**Haut und Dederon reichlich
Platz war. Versuchte sich
noch viermal den Weg
freizustechen, das dumme
Ding. So half natürlich nur
Nackigmachen, so schnell
es ging. Da hatten die von
Streuselkuchen und
Eierlikören schon schön
mollig gewordenen
Kolleginnen gut lachen. Bei
ihnen hätte sich nicht mal
eine Ameise ins Dekolleté**

quetschen können.

**Aber: Das
Schneiderhandwerk wird
meine textile Befreiung. Ich
will es in einem Satz
ausdrücken: Seit diesem
Zeitpunkt war ich nie mehr
schlecht gekleidet! Den
Wunsch, ja, das dringende
Bedürfnis nach Nadelarbeit
hatte mir das Leben ohne
Westverwandte schon früh
eingegeben. Die**

**Planwirtschaft war ja wenig
träge und schaffte es leider
nicht, Bekleidung dann
herzustellen, wenn sie
modern und angesagt war.
Um es etwas engherzig zu
formulieren: Vom
modischen Standpunkt aus
produzierte man in der DDR
eher Bekleidung, die dem
nachempfunden war, was
die Menschen im Westen
etliche Jahre zuvor**

getragen hatten.

Wer also gern nach der neuesten Mode gekleidet sein wollte, musste selber nähen. Und zwar erst mal selber nähen können. Und das konnte ich jetzt! Als Zweites brauchte man Schnittbögen. Sie machen sich keine Vorstellungen von dem quasi geheimdiensthaften Handel mit westlichen

**Schnittbögen aus der
»Burda«! Da wurde
heimlich abgepaust, was das
Zeug hielt. Überhaupt
wurde im Alltag gespäht
und geschnüffelt, ob
jemand einen Westschnitt
trug (»Marion, wieso sitzt
deine Bluse plötzlich so
gut? Selbst gemacht? Wo
hast du den Schnitt her?«).
Heute ist ja die Suche nach
Schnittmustern und**

**perfekter Passform nicht
mehr so en vogue:
Angesichts des
Billigkrepfels aus Asien
könnte sich Marion heuer
mit dem gesparten Geld
eher ihre eigene Oberweite
umschneiden lassen.**

**Wenn man dann noch
weiß, dass es im
Werksverkauf des VEB
Plauener Damenkonfektion
manchmal echten Jeansstoff**

gab, dürfte endgültig klar sein, dass mein Hinterteil nie wieder in der falschen Verpackung herumlaufen musste.

Wie schon gesagt: Die Norm habe ich nur einmal geschafft. Sonst hätte ich ja keine Zeit mehr gehabt, Witze zu machen und meine Kolleginnen als Fließbandkasper zu unterhalten, und das am

laufenden Band.

**Hin und wieder verging uns
allerdings auch das Lachen,
denn von unserem Fenster
aus hatte man einen
ausführlichen Einblick in
den Hof der Russenkaserne
neben unserem Werk. Da
unten wurde die Rote
Armee mit einer derartigen
Gewalt zusammengehalten,
dass sie besser den Namen**

Verrohte Armee getragen hätte. Uns kam es vor wie ein Blick ins 18.

Jahrhundert. Ich hatte die Besenstiele in den Händen der Unteroffiziere zunächst in aller Unschuld für Trainingsgeräte gehalten, bis sie damit auf den Rücken der Rekruten herumprügelten. Diese Brutalität war völlig unglaublich! Hierzulande

wurde zuweilen auch herumgeschnauzt, und diese Typen ließen sich auch mal Schikanen einfallen, aber Prügel gab es nicht. Noch dazu auf so junge Burschen, die unglücklich in ihren unförmigen sandbraunen Uniformen hingen und denen man die Köpfe kahlrasiert hatte wie Sträflingen. Welchen Sinn

**sollte das haben, wenn man
auf Jungs, die sich beim
Klimmzügemachen quälen,
auch noch einschlägt?
Konnte man die stark
prügeln? Oder so lange
zusammenschlagen, bis sie
wieder Lust hatten? Was
war das für eine
mittelalterliche Welt da
unten? Bei den Freunden
aus der Sowjetunion! Wir
Damen von der**

**Damenkonfektion waren
jedenfalls so betroffen, dass
eine meiner Kolleginnen
sagte: »Die armen Kerle!
Des kammer sich doch
nimmer länger aguckn! Ich
ruf itze bei der
Kommandantur an!«**

**Das war natürlich eine
irre Idee, denn es war eher
unwahrscheinlich, dass der
Chef der Sowjetischen
Militärkommandantur am**

**Telefon gesagt hätte: »Njet!
Was sagen Sie? In meine
Kommandobezirk werden
geschlagen Untergegebene?
Ich kann nicht glauben!
Entschuldigen Sie, aber ich
erst mal muss setzen mich
auf den Schreck! Wassili,
schnell, bringen mein
Riechsalz! Ich bin nahe an
die Ohnmacht! Ich
natürlich mache sofort Ukas
für schlimme Bestrafe von**

**diese Grobiane! Sie haben
Ehrenwort mit mir als
Kommunist und Russe! Ich
lasse noch heute erlesene
Auswahl von Konfekt
zusenden die Damen! Lang
lebe deutsch-sowjetische
Druschba! Hurra! Hurra!
Hurra!«**

**Eher schon wäre unser
kleines Kollektiv wegen
antisowjetischer
Propaganda und Hetze**

**aufgelöst und wir alle
einzeln zur Bewährung auf
ein paar Käffer im
hintersten Vorpommern
verteilt worden, wo der Bus
nur alle zwei Monate hält.
Deswegen schauten wir
lieber nicht so viel hin und
genossen das schaurige
Gefühl, in einer der
komfortableren Zonen des
Weltsozialismus zu leben.**

In diese Zeit fällt auch mein erster Kontakt mit dem Teufel Alkohol. In verschiedensten Verkleidungen war er schon an mich herangeschlichen, aber ich hatte mich stets geziert. Bei Wein sagte ich »Nein«, bei Bier »Fort mit dir«. Die Jungs konnten mir ihre Flaschen hinhalten, bis ihnen der Arm zu zittern begann. Ich wurde nicht

schwach. So war ich. Na ja fast. Manchmal habe ich auch einen Schluck genommen. Aber wirklich nur, damit die Jungs von meiner Keuschheit und Tugend nicht bis ins Mark gedemütigt wurden. Doch nun, da ich zarte siebzehn Lenze zählte und meine Leber immer noch so rein war wie lauter Gold, sollte der Teufel Alkohol in sein

**buntestes,
verführerischstes Kostüm
schlüpfen, um mich mit
einem gewaltigen Kehraus
zum Gespött der ganzen
Stadt zu machen.**

**Es begab sich nämlich zu
dieser Zeit, dass eine
meiner Schneidermiesen
vom Band im VEB
Damenkonfektion einen
wackeren Junggesellen und
Kollegen meines Vaters aus**

**dem Plauener Stahlbau
ehelichen wollte. Am
Polterabend stand ich vor
dem Spiegel und
bewunderte meine edle
Gestalt, eingezwängt in eine
superenge schwarze Hose,
aus der mein leider
unerheblicher Oberkörper
in einer pinkfarbenen
Rüschenbluse hervorspross
wie eine solitäre Rose,
eingehüllt in einen**

**romantisch weiten, langen,
schwarzen Mantel. Das
dunkle Haar wellte sich in
einer enorm geföhnten
Außenwelle, und selbst
mein Damenbart wirkte
irgendwie apart. Ich sah ja
aus, wie Marianne
Rosenberg gerne
ausgesehen hätte. Und um
mich vollends zum Kracher
des Polterabends zu
machen, überreichte mir**

**mein Vati zum Abschied
noch zwei selbstgefertigte
Rasselbüchsen, die er unter
großzügiger Auslegung des
Begriffes »Ausschuss« im
VEB Stahlbau aus
Blechbüchsen mit
angeschweißten Griffen,
gefüllt mit Bolzen und
riesigen Unterlegscheiben,
selbst gefertigt hatte.**

**Doch als ich in die kleine
Wohnung der angehenden**

Eheleute kam, wurde mir schnell klar, dass der Glanz meiner Schönheit und die Lautstärke meiner Rasseln nicht das Gejohle und den Zigarettenqualm durchdringen würden. So musste sich grauer Star anfühlen. Ich hörte viel Lärm und sah fast überhaupt nichts. Im Wohnzimmer angekommen, fand ich im Nebel eine

**herrliche, weiß eingedeckte
Tafel angerichtet. Ich nahm
Platz, und jemand reichte
mir sogleich ein mit Obst
und Flüssigkeit gefülltes
Glas, um meine geräucherte
Kehle zu benetzen.**

**Nachdem ich zwei oder drei
davon getrunken hatte,
kehrten meine
Lebensgeister wieder. Sie
kehrten nicht nur wieder,
sie brachten auch gleich**

noch Jux und Flax mit. Das war ein ganz ungewohnter Effekt dieses wohl allgemein als Bowle bekannten Getränks. So war mir Obst überhaupt noch nie bekommen. Ich begann mich unter dem Einfluss dieser Bowle etwas zu produzieren. Erzählte Witze, machte Parodien über Kollegen und das Brautpaar, erfand komische

Dialoge ... und unter fortwährendem Gelächter reichte man mir weitere gewaltige Kellen dieses belebenden Gesöffs. Es muss so gegen Mitternacht gewesen sein, da der Mut in den Männern gestiegen war, als einer von denen mich von meinem Platz hochzog, um ein Tänzchen zu wagen. Ich entdeckte sofort, dass die geistige

Belebung durch die Bowle mit dem Erlahmen aller übrigen Körperteile erkaufte worden war. Überdies war die Musik von Schall zu Hall und dann auch noch zu Doppelhall geworden. Auf nur schlecht gehorchenden Gummibeinen, wie ich sie seit meinen ersten Schritten von der Kommode in die offenen Arme meiner Mutti nicht mehr erlebt

**hatte, wankte ich ein halbes
Ründchen arhythmisch mit
dem Mann durch die
Tanzenden. Dann verließ
ich ihn abrupt und
schleuderte durch den Flur
wie auf einem
Ozeandampfer bei Orkan
Richtung Toilette. Nachdem
ich mir beim Versuch, den
Finger in den Hals zu
stecken, beinahe die Augen
ausgestochen hatte, war**

wohl schon eine ganze Viertelstunde um, und andere Gäste klopfen wiederholt an die Tür. Ich gab also den Versuch der Erleichterung auf und schleppte mich wieder zurück auf meinen Platz an der Tafel. Da ich nun auch für andere ersichtlich litt, stellte man mir einen Pott Kaffee hin mit den Sätzen: »Wie siehst denn du aus?!

**Gäddors net gud? Trink
mal'n Kaffee!«, was ich
dann leider auch versuchte.
Der schwarze Sud regte
tatsächlich meine
Nerventätigkeit an, und
mein Schlund begann sich
daran zu erinnern, was ich
mit dem Finger in ihm
gesucht hatte.**

**Ich weiß noch, wie ich
dachte, das merkt doch jetzt
bestimmt keiner, wenn ich**

**mich hier so ein bisschen
ganz lieb und fein vor mich
hin erbreche ... Ich legte
sogar noch die Arme auf der
weißen Tischdecke zu einer
Art Schüssel zurecht, um
das mit Macht
Wiedergekehrte ein
bisschen
zusammenzuschieben und
die Beschmutzung des
weißen Tischlinnens in
schamhaften Grenzen zu**

halten.

**Allein, man wurde
aufmerksam! Worte wie »So
ä Sauerei! Jetzt gädd'se
abor!« hallten durch den
schwankenden Raum. Unter
Lärm und Empörung, dem
Geräusch von panischer
Mobiliarbewegung,
Eimerherbeischleppen und
fluchendem
Geschirrabräumen, verließ
ich das Fest, um mich auf**

**den Heimweg zu machen.
Die Winterkälte, die
draußen so ganz fremdartig
unisoliert durch meine
Bluse drang, gab mir ein
erstes Gefühl allgemeiner
und umfassender
Besudelung. Ich musste
eigentlich nur die Straße
bergab, aber die
Bremswirkung meiner
Oberschenkelmuskulatur
setzte in nicht**

**vorherzusehenden
Abständen aus. Das in
Plauen bis dahin noch nie
gehörte Geräusch einer
lallenden Frau, die alle paar
Schritte wie erschossen
niederstürzt und dabei die
selbstgebauten Rasseln
scheppernd aus dem weiten
Mantel verliert, erfüllte
meine nächtliche
Heimatstadt. Wer daraufhin
aus dem Fenster sah,**

**konnte eine junge Dame
erblicken, die,
unartikulierte Laute
ausstoßend, auf allen vieren
die verstreuten Rasseln
wieder einsammelt, um sich
ganz damenhaft aufs Neue
zu erheben, dann aber, im
Willen, konzentriert
voranzuschreiten, quer
über die Straße driftet, um
schließlich, durch
geheimnisvolle Scherwinde**

**zurückgeweht, wieder auf
den Bürgersteig zu kollern.
Dazu gesellten sich bald
Töne spleißender und
reißender Textilien, da mir
die enge Hose bis sonst
wohin aufriss und mir ein
Ärmel lose ging.**

**Als ich am nächsten
Morgen meine Hose, meine
Bluse und meinen Mantel
vom Bügel im Bad nahm,
blieben sie**

überraschenderweise in der Form, in der ich sie aufgehängt hatte. Kurz: Es war alles ganz furchtbar, und sterben wollte ich sowieso. Vor allem, als ich mich pflichtbewusst in den Betrieb geschleppt hatte und ans Band schlurfte, wo man sich wohl wissend zurief: »Itze kimmtse!«, und, als ich vorbeischlich wie ein geprügelter Hund,

**heuchlerisch nachfragte:
»Na, wie geht's denn heute
so?« (Ich muss wohl nicht
erwähnen, dass ich an
diesem Tag meine Norm
auch nicht geschafft habe.)**

**Bevor ich mich aufmache in
die Welt des schönen
Scheins, muss ich auch
noch lernen, dass mehr
Schein als Sein in der
wirklichen Welt eher**

**undufte ist, wie der
Berliner sagt. Ich fahre
nämlich mit meiner
Freundin Andrea nach
Berlin. Andrea ist ein cooles
Mädchen, das segelt und
Ski fährt. Zwei Tätigkeiten,
die mir aufgrund
vorgenannter motorischer
Unbeholfenheiten leider
versagt sind. Wir haben
nicht viel Geld und zelten
deswegen am Rand von**

**Berlin. Was das Zelten
angeht, darf mein
siebzehntes Lebensjahr als
das einzige klitzekleine
Zeitfenster gelten, in dem
das halbwegs möglich war.
Wie der Tauchreflex beim
Babyschwimmen hat sich
auch die Fähigkeit, zu
zelten, im Laufe meiner
Reifung unwiederbringlich
zurückgebildet. Heute lebe
ich nach dem Motto: Willst**

**du gelten, geh nie zelten!
Von unserem Zeltplatz aus
fahren wir mit der S-Bahn
ins Herz der Hauptstadt,
trollen herum und
beschließen, zum Abend in
die Diskothek im
Fernsehturm am
Alexanderplatz zu gehen.
Ein Beschluss, wie ihn
jeden Abend ein paar
hundert junge
uninformierte Menschen**

fassen. Und die stehen dann auch in Schlangen, die so lang sind wie die vor dem Lenin-Mausoleum, vor dem Einlass. Das ist natürlich misslich, denn es sieht so aus, als kämen wir heute nicht mehr hinein. Und das, obwohl wir beide extraheiße selbstgeschneiderte Klamotten anhaben. Ich sage nur: Karottenjeans! Und weiße Blüschen mit

**Puffärmeln! Wir sehen aus,
fast wie aus dem Westen.**

**Das bringt Andrea
irgendwann auf die Idee,
ich könne doch mal meine
parodistischen Fähigkeiten
einsetzen und so tun, als
wäre ich ihre Cousine aus
dem fränkischen Westen.**

**Nun ist es für eine
talentierte Vogtländerin
durchaus im Bereich des
Möglichen, ein hier in**

**Berlin noch nie gehörtes
Franken-R zu rollen. In Bad
Brambach und Sonneberg
wird schließlich immer so
gesprochen, aber das wissen
die verblasenen
Hauptstädter natürlich
nicht. Also fange ich fein an
zu fränkeln und rolle meine
R, während ich mich über
die »Rundreise« durch die
DDR auslasse und meine
»Cousine« Andrea frage, ob**

**ich genug »Rouge«
draufhabe. Ha, und was
geschieht? Man winkt uns
von vorn und winkt uns
durch. Klar, die wollen, dass
wir hier Westlappen am
Tresen lassen, die elende
Schieberbande! Aber wir
sind am Ziel. Wir sind drin.
Nur das zählt.**

**Das Problem ist, dass sich
meine angebliche Herkunft
aus Westdeutschland in**

**dieser zentralsten aller
Tanzgaststätten
herumgesprachen hat.
Mädchen wollen auf dem
Klo irgendwelche
Schminktipp, und drüben
an den Tischen vor der
Tanzfläche erheben sich
sofort schockweise erotisch
ausgehungerte NVA-
Soldaten in schlecht
sitzenden Uniformen, um
ihren raren Ausgang mit**

einem Tänzchen mit der heißen Westschnitte zu krönen. »Det hätt' ick jetzt nich jedacht«, berlinert mich denn auch einer beim Tanzen an, »det ick heute noch mit'm echt bayrischen Mädal tanze!«

Aber die Rache des Schicksals naht. Niemand gibt sich ungestraft als Wessi-Tussi aus. Schon gar nicht Desaster-Katrin aus

Plauen. Um 22 Uhr geht plötzlich das Deckenlicht an, augenschmerzendes Neonröhrenlicht, und dann heißt es »Ausweiskontrolle!«. Alles, was unter sechzehn Jahre alt ist, muss nach Hause gehen. So streng sind die Sitten, auch im Schatten des Fernsehturms! Ich hoffe noch einen Moment, dass die Schande an mir

**vorübergeht, und reiche
dem Kontrolleur meinen
blauen Personalausweis
verstohlen unter dem Tisch,
aber der kennt keine Gnade
und hebt die vermaledeite
Pappe für alle gut sichtbar
hoch ins Neonlicht. Er hebt
und wendet und dreht
meinen Personalausweis,
als müsse er ganz
sichergehen, dass alle
Anwesenden den Ursprung**

**meines Ausweises in der
Deutschen Demokratischen
Republik erkennen können.
Und wie bei Vampiren, die
ein Sonnenstrahl trifft,
zerfällt auch unsere kleine
Westmaskerade im
Neonlicht der Alex-Disko zu
Asche.**

**Andrea und ich starren
uns eine halbe Minute
gequält an, aber dann
wissen wir, dass unsere**

Anwesenheit hier drin nicht länger möglich ist. Auch nicht, wenn die Neonröhren wieder aus sind. Andrea bringt es auf den Punkt mit dem leisen Satz »Isch muss itze sofort hier naus«. Da ihre fränkische Cousine ebenso empfindet, meint die nur »Raus hier«, wobei sie vollkommen vergisst, ihr R zu rollen. Wir kramen unser Zeug zusammen und

**schleichen im gedimmten,
diffusen Licht, verfolgt von
hämischen Blicken, nach
draußen, während einer von
den genasführten NVA-
Jungs uns nachgrölt:
»Kommt jut über die
Grenze, Mädels!«**

**Was stimmt mit
dieser Stimme
nicht?**

**So lustig es war am Band
in der VEB
Damenkonfektion Plauen,
ich muss fort. Ich muss
studieren. Schließlich habe
ich diese tolle,**

**expandierfähige Stimme,
und wir wollen doch mal
sehen, wohin mich diese
Expansion noch bringt.
Vielleicht expandiert sie ja
ins Ausland?**

**Also hinein ins bunte
Studentenleben in der
sächsischen Residenzstadt
Dresden. Ich beziehe ein
Zimmerchen in einer
flotten WBS-70-Neubau-
Studenten-WG. Sie erinnern**

**sich: Die kleine Stehküche
mit der »Durchreiche«!**

Förderte zwar

**Bandscheibenvorfälle, war
aber damals der letzte**

**Schrei. Mir ist zwar nie
ganz klargeworden, was**

**daran modern sein sollte,
dass die Familie am**

**Esstisch in Ruhe durch
eine Glasfront beobachten
kann, wie Mutti**

dunstschwaden umhüllt in

der engen Küchenzeile mit dem Gulasch und den Kartoffeln kämpfte, um schließlich durch das Schiebefenster in unbequemer Hüfthöhe eine Art Lukenfütterung vorzunehmen, aber egal. Studenten benutzen Küchen ja sowieso etwas anders. Mehr so zum Abstellen. Im Gegensatz zum Dasein der bedauernswerten

**Nichtstudenten ist das
Studentenleben ja nicht um
Essen und Schlafen herum
aufgebaut, sondern um das
Feiern. Gegessen wird nur,
um trinken zu können, und
Schlaf ist, wenn einem um
halb drei plötzlich die
Augen ausgeknipst werden,
obwohl man eben noch was
sagen wollte ... Ich habe es
genossen! Auch diese
Freiheit, manchmal nicht zu**

**wissen, wo man heute
übernachtet. Die
Straßenbahn fuhr nur bis
um elf Uhr nachts, und da
fangen wir ja gerade erst
an! Diese Freiheit, mit
nichts unterwegs zu sein als
sich selbst - und einer
Zahnbürste. Die Zahnbürste
muss sein. Sänger haben es
eh mit dem Mundgeruch,
denn wer aus
Berufsgründen dem**

**anderen seinen Aushauch
ins Gesicht dampfen muss,
der weiß: Gestank tötet
Gesang! Und bei unseren
Studentenfeten werden
überdies billige
Wermutweine und
Verschnitte unsicherer
Herkunft getrunken und
auch schon maaal eine oder
zwei Zigaretten geraucht,
da will man am nächsten
Morgen, auf irgendeiner**

Matratze liegend, nicht vom eigenen Atem geweckt werden. Außerdem könnte ja einer neben einem liegen, und dann ist die Zahnbürste erst recht vonnöten.

Bei Studentenpartys wird übrigens nicht nur zum Vergnügen geraucht und getrunken, sondern auch, um sich zu beweisen! Denn wenn man nach einer

**Schachtel Club und einer
Flasche Gotano immer noch
die stählernen Spitzen der
Königin der Nacht aus
Mozarts »Zauberflöte«
trillern kann, dann ist man
doch wohl Sängerin durch
und durch. Wobei man
nicht vergessen darf, dass
man sich beschwipst viel
besser singen hört als
nüchtern.**

Aber he, wir sind

Studenten! Das heißt vor allem in den ersten Semestern: Wir können und wissen alles besser. Wir lungern in irgendwelchen Opernvorstellungen und befinden in der Pause lässig, dass der Kammersängerin heute öfter mal »hinten raus die Töne wegbrachen« (wobei mit ›hinten raus‹ gegen Ende ihrer Partie gemeint

war). Wie man eben so urteilt, wenn man noch nicht selber abliefern muss.

**Doch die Rache naht.
Denn schon die ersten Monate an der Hochschule für Musik »Carl Maria von Weber« bringen mich sängerisch an den Rand der Verzweiflung. Die Ausbildung ist fordernd, und nicht nur ich habe den Eindruck, dass meine**

Stimme vom ganzen Singen nicht größer, sondern kleiner wird. Das endlose Auf-Höhe-und-Lautstärke-Trimmen bekommt meiner Stimme gar nicht. Es mag ja Stimmen geben, die in solch einem Training wachsen und gedeihen, meine tut es jedenfalls nicht. Wer immer dachte, dass man aus mir eine große Stimme machen könne, denkt bald nicht

**mehr so. Die Euphorie
verfliegt, und nach ein paar
Monaten muss ich in die
rätzelnden Gesichter
meiner Gesangslehrer
schauen: Was ist die denn
jetzt? Lyrischer Sopran?
Mezzosopran? Klassik?
Unterhaltung? Noch ein
paar Wochen später habe
ich mir sogar so was wie
eine Stimmblockade
angesungen. Eine veritable**

Delle zwischen Brust- und Kopfreister. Meine Stimme hängt in der Mitte durch, und statt einer habe ich jetzt sozusagen zwei Stimmen. Wie so ein Dreizehnjähriger.

Eines Tages schließlich erklärt mir sogar die Gesangsprofessorin Ilse Hahn, dass ich mit dieser Performance jedenfalls »nur bedingt Chorfall« sei.

Von einer Solokarriere ist gleich gar nicht mehr die Rede. »Bedingt Chorfall«, das heißt, dass man nicht mehr zu den »Fetzern« gehört, den Talenten, den vielversprechenden Einzelstimmen. »Bedingt Chorfall« heißt, dass man etwas besser singt als ein betrunkenener Bürgermeister nach dem Bockbieranstich. Das heißt, vielleicht reicht

**es am Ende für einen
Theaterchor. Natürlich
nicht an den ersten
Häusern. Sondern irgendwo
auf der Nu-Freilich-Bühne
in Nie-gehört-hinterm-
Wald, aber wie gesagt, nur
unter Umständen. Und
natürlich heißt es, dass es
keinen Unterricht bei
solchen Spitzenlehrkräften
wie Ilse Hahn mehr gibt,
sondern nur noch**

**allgemeines Liederträllern
im Abklingbecken dieser
Eliteschmiede. Wo man nur
noch lernt, wie man im
Chor hin- und
herschunkelt, wenn der
Tenor was Heiteres singt.**

**Als mir die Tränen in den
Augen stehen, versucht Ilse
Hahn, mich aufzumuntern.
Doch entweder ist sie nicht
sehr begabt im Trösten,
oder es steht noch**

schlimmer um mich, als ich befürchte. Sie ringt ein bisschen die Hände und wippt auf dem Sitz hin und her. Und dann sagt sie: »Aber Sie können doch auch schön zeichnen, habe ich gehört!«

Wenn man in einem Haus steht, wo rings um einen her Korrepetitoren artig Flügel spielen und seidig-strahlende Stimmen auf

und nieder schweben, und eine Gesangslehrerin verweist verlegen darauf, dass man doch auch schön zeichnen könne, ist das in etwa so, als hätte sie gesagt: »Sie haben doch so flinke Hände! Haben Sie schon mal über eine Tätigkeit in der Leergutannahme beim Konsum nachgedacht?« Ich denke schon. Depression.

Statt mich sofort aus dem

**Fenster fallen zu lassen,
lasse ich mich lieber in die
Arme eines Mannes fallen,
und als ich wieder daraus
hervorkomme, habe ich
einen kleinen Sohn und
meine Stimme wieder. Ich
wusste nicht – und Sie
wussten es wahrscheinlich
erst recht nicht –, dass die
üppigen hormonellen
Umstellungen im Körper
einer werdenden Mutter**

**ihrer Stimme neue Kraft
verleihen. Die Stimmbänder
eines schüchtern
piepsenden Fräuleins, eben
noch wacklig und schwach,
werden plötzlich
löwenmäßig stark.**

**Evolutionenbiologisch
eigentlich naheliegend,
denn was braucht eine
Mutter vor allem, wenn ihr
kleiner Dreikäsehoch später
nicht rechtzeitig zum**

**Abendbrot erscheint? Eine
Donnerstimme zum Aus-
dem-Fenster-Bläken! Nun
kann man nicht jeder
strauchelnden
Gesangselevin empfehlen,
zum Zwecke der Heilung
ein Kind zu bekommen,
aber bei mir hat es
funktioniert. Als wir
nämlich im dritten
Studienjahr das Fach
Musical/Chanson**

**bekommen, sitzt Horst
Ludwig, der immerhin
Oberspielleiter an der
Staatsoperette Dresden ist,
beim Vorsingen da und
starrt mich an wie eine
Erscheinung. Na gut, ich
bin jung und - abgesehen
von meinem anatolischen
Oberlippenflaum - nicht
eben hässlich, aber das
kann es doch nicht sein.
Also singe ich etwas starr**

**vom vielen Anstarren zu
Ende. Horst Ludwig schließt
seine im Verlauf der
Darbietung
herabgesunkene Kinnlade
und wirft vor Begeisterung
seinen Kugelschreiber aufs
Papier. Dann ruft er: »Mein
Kind, du gehörst auf die
Musical-Bühne!«.**

**Horst Ludwig, ein echter
Operetten-Maniac (er wird
im Alter von 71 mitten in**

den Proben zu »Wiener Blut« in Eisenach an einem Herzanfall sterben) weiß noch nicht, was er sich da eingebrockt hat. Denn Ludwig, der bei heiterer Muse keinen Spaß versteht, wird seine liebe Not als Regisseur mit mir haben, vergackert, wie ich bin. Aber das spielt jetzt erstmal alles keine Rolle, denn da hat einer gesehen und

**gehört, was ich im Stillen
schon ahnte: Ich bin nicht
schlecht. Ich bin nicht
falsch. Ich bin einfach
meine eigene Kategorie.
Eine Klasse für sich. Ich
singe und spiele große
Oper, aber eben ein
bisschen mit
Anführungszeichen. Mit
Anführungszeichen bin ich
auf die Welt gekommen. Ich
bin komisch und eine Diva.**

Eine komische Diva.

Jetzt endlich darf ich den Weg gehen, den meine Stimme und mein Gebaren mir schon immer gewiesen haben! Und es fühlt sich fast so an, als wäre dieser Weg nur für mich gepflastert worden. Bevor ich damit anfing, war das Fach Musical/ Chanson eine Art Zeitvertreib für die angehenden Opernstars.

**Fakultativ, eine nette
Ergänzung, etwas, das das
seriöse Curriculum an der
Hochschule für Musik Carl
Maria von Weber etwas
»abrunden« sollte. Damit
die Sopranistinnen und
Tenöre, die Altistinnen und
Bässe wissen, dass jenseits
der großen Arien noch eine
Welt existiert, in der
manierlich gesungen und
getanzt wird. Doch nun**

**werde ich die Erste sein, die
als Solistin einen Abschluss
als Musical/Chanson-
Fachstimme machen darf.**

**Ich bin wieder wer und
bekomme sogar eine neue
Gesangslehrerin. Elisabeth
Wilke, eine schlanke,
schöne Frau und imposante
Erscheinung, die als
Mezzosopranistin an der
Semperoper in Dresden wie
auch hin und wieder im**

**westlichen Ausland singt.
Ein Umstand, den ich
außerordentlich schätze,
denn Elisabeth Wilke
unterrichtet gerne bei sich
zu Hause, und dort riecht es
– dank der Engagements im
Westen – wie im Intershop,
und man möchte eigentlich
nach jedem Lied ins Bad
und sich die Hände mit der
dort ausliegenden
Palmolive- oder Lux-Seife**

**waschen. Den
Nachgeborenen kann man
das heute gar nicht mehr so
klarmachen, wie das
duftete, weil die Welt von
heute ja insgesamt
tausendfach parfümierter
daher kommt, aber damals,
als nur der Ausrauch von
Zweitaktmotoren und
Mottenkugelduft die
ostdeutsche Luft
bewohnten: Herrlich!**

**Elisabeth Wilke »singt
mich wieder frei«.**

**Vielleicht war ich nicht die
neue Elisabeth
Schwarzkopf, aber im
Musical bin ich wieder
vorne dran. Zumal ich den
besten Korrepetitor
bekomme, der jemals eine
solche Konfusion von
Mädchen wie mich begleitet
hat. Hans-Joachim
Hutschenreuther! Der hat**

**mich nicht nur begleitet,
der hat »mitgeatmet«. Es
gibt ja in unserem Gewerbe
auch Pianomechaniker, die
stumpf die vornotierten
Tasten drücken und einfach
weilerspielen, eine
verzweifelt verstummte
Sängerin mürrisch hinter
sich lassend. Aber so einer
ist Hans-Joachim nicht. Der
schwingt mit und lässt ein
paar Arpeggien**

**dazwischenträufeln, wenn
ich mal in meinem
Hirnkasten nach der
nächsten Zeile krame. Das
kann er sich leisten, denn
Hans-Joachim
Hutschenreuther ist ja
keiner dieser steifen
Notenumblätterer, sondern
spielt alles von ein paar
Zetteln voller Harmonien
herunter. Nix Notenheft mit
barocken Schnörkeln vorn**

**drauf und fein gedruckten
Noten innen drin! Nö,
Notizblätter mit ein paar
Akkorden liegen auf dem
Klavier, während
Hutschenreuther meinem
bald zögerlichen, bald
davoneilenden Gesang
geschmeidig auf den Fersen
bleibt, als hätte er sich
angekettet. Die Blätter
liegen da übrigens nicht
aus Nach- oder auch nur**

reiner Lässigkeit. Das Musical und das Chanson sind ja originäre Produkte der spätkapitalistischen Unterhaltungskultur, also aus dem Westen, und dementsprechend schlecht erhältlich sind Noten und Partituren. Hans-Joachim hockt nächtens am Tonband, um Melodien und Texte aus dem feindlichen Äther zu filtern. Es ist

**jedenfalls toll, was er mit
seinem absoluten Gehör
und einem Blatt Papier und
einem Bleistift dem
Weltfunk ablauscht, und am
Anfang frage ich mich,
woher er das Geld für die
ganze teure Technik und
sogar noch einen
importierten Mazda hat.
Bald weiß ich es.
Hutschenreuther muggt,
will sagen, er gibt**

**nebenberuflich
musikalische Gastspiele.
Zusammen mit Marita
Böhme, der gefeierten
Schauspielerin und
Chansonnière vom
Staatsschauspiel Dresden,
ihrem Kollegen Justus
Fritzsche und vielen
anderen Künstlergrößen
tingelt er durch die
Kulturhäuser. Und weil ich
ein bisschen zum langsam**

**flügge werdenden
Nachwuchs dieses Genres
gehöre, nimmt Hans-
Joachim mich bald mit zum
Tingeltangel. Entweder als
dritte Stimme mit den
beiden Großschauspielern
oder gemeinsam mit einer
bunten Truppe singender
Studenten wie dem später
berühmten Countertenor
Axel Köhler.**

Wir haben gut zu tun. Die

Arbeiterklasse soll ja im Sozialismus nach dem Willen der Partei- und Staatsführung qualifiziert amüsiert werden, da kommt so ein bunter Strauß heiter-frivoler Melodien und Rezitationen, den wir auf die Bühne bringen, gerade recht. Denn was wünscht sich der Dreher, der Fräser oder der Mann aus dem Kaltwalzwerk am meisten

**nach Feierabend? Artige
Liedchen, feine Lyrik,
arabeske Humoresken und
Aphorismen, dass sich ihm
die Synapsen kringeln!
Kaum, dass er sich die
öligen Hände mit
Schmierseife geschrubbt
hat und aus dem Blaumann
gestiegen ist, strebt er
schon mit schneeweiß
gestärktem Chemisett zur
volkseigenen**

Betriebsgaststätte, um sich dort auf das Köstlichste amüsieren zu lassen, während er an einem Schaumwein nippt.

Natürlich nur ein, zwei kleine Flöten, denn morgen will er ja wieder klar und ausgeschlafen den Plan erfüllen. So ungefähr müssen die Vorstellungen der Kulturfunktionäre gewesen sein, und es

**spricht für die komplette
Entfremdung zwischen Volk
und Führung, dass bei
unseren Muggen in den
Volkseigenen Betrieben
regelmäßig die Hölle
niederster Instinkte
ausbrach. Aber vielleicht
war die Arbeiterklasse
einfach nicht vorbereitet
auf ein so dralles Fräulein,
wie ich es war.**

Als hätte nämlich das

**Schicksal fünfzehn Jahre
auf Rache für mein unreifes
Gackern im Plauener
Musiktheater gewartet,
muss ich jetzt im schwarzen
Exquisitplisseerock einer
ostdeutschen Möchtegern-
Disease auf die
improvisierte Bühne des
VEB Fettschmelze und
Tierkörperverarbeitung
treten, wo mir gewaltige
Wolken proletarischen**

Bieratems

entgegenschlagen. Ich habe kaum angefangen, mit großer existentialistischer Gebärde »Sous le ciel de Paris« zu singen, als schon erste Änderungsvorschläge der Werktätigen, wie etwa »Ausziehen!« an mein Ohr dringen. Ich singe also mein Chanson klamm zu Ende, während ich angsterfüllt

**hinunterschiele, wo eine
Hundertschaft
ausgelassener Fettsieder
herumgrölt. Mein Kollege
Axel Köhler, der nach mir
dran ist, wird freilich nicht
mit Entkleidungswünschen
behehligt. Vielleicht liegt es
aber an seinem gefühlt
zwanzigstrophigen
Reinhard-Mey-Lied mit dem
hier unwillkommen
realistischen Titel »Wir sind**

alle lauter arme, kleine Würstchen«, dass jetzt im Saal das Interesse für das Geschehen auf der Bühne zusammenbricht.

Stattdessen beginnt allgemeines Palaver zu brodeln. Die Werktätigen treten in den Erfahrungsaustausch.

Kollege Köhler, schon ganz kommender Kammersänger, hat irgendwann denn auch

**die Nase voll. Er bricht
mitten in der Strophe ab
und sagt ins Mikrofon: »So,
meine Damen und Herren!
Ich sehe, Sie wollen lieber
trinken und reden! Wir
machen an dieser Stelle
Schluss!« Und verlässt in
derselben Sekunde die
Bühne. Stille. Kurz greift
Beschämung nach den
banausischen
Arbeitsleuten, aber nur**

**ganz, ganz kurz, dann säuft
und grölt alles weiter.**

Hans-Joachim

**Hutschenreuther sitzt noch
eine fassungslose Minute
lang am Klavier und packt
dann auch. Hinter der
Bühne beschließen wir,
dass wir unseren
Kulturauftrag heute mal
nicht bis zum Ende erfüllen,
sondern uns geordnet
zurückziehen. Wir raffen**

**also – Maifeier hin,
Maifeier her – unsere
Schminkkästlein und
Kostüme zusammen und
bemerken zu unserem
Unglück, dass wir nicht zum
Hinterausgang
hinauskönnen. Denn es gibt
keinen Hinterausgang. Wir
müssen uns also durch die
trunkene Masse hindurch
zum Parkplatz
durchschlagen, wo**

**Hutschenreuthers cooler
Mazda steht. Irgendwie
schaffen wir es, uns heil an
Rock und Hose und
ungeschändet durch die
Belegschaft zu drängeln.
Nur hinten am Ausgang ist
einer, der mit seiner
Bierflasche in der Hand uns
schwankend einen kleinen
Arschtritt hinterherlallt:
»Habdor euer Geld rein,
hä?«**

**Der Werktätige hat ja
recht. Ich bekomme
zwischen 50 und 100 Mark
pro Auftritt. Für eine
Studentin, die nur 200
Mark Stipendium bekommt,
ist das ein Haufen Geld.
Und auch für eine einfache
Sängerin an einem DDR-
Theater, die oft nur 700
Mark bekam.**

**Das Muggen bekommt mir
und meiner Stimme trotz**

**allem. 1986 werde ich als
Absolventin von der
Direktion für Theater und
Orchester, dem offiziellen
Einstufungsgremium für
Musiker in der DDR, mit 23
Punkten benotet. Das ist die
Höchstzahl! Mehr geht
nicht! Ich habe sie aber
auch weggeflasht mit
meiner vor der
Arbeiterklasse gestählten
Bühnenpräsenz. Lustig war**

**ich und gleich danach
tragisch mit dem Surabaya-
Johnny. Die Damen und
Herren Einstufer mussten
sich mit den Kummertränen
gleich die Lachtränen
wegwischen. Zum Dank
bekomme ich eine
Aspirantur geschenkt, denn
man hat gerade keine Stelle
für solch eine
Edelchansonnière, und ich
soll doch noch ein Jahr ein**

**bisschen herumstudieren,
vielleicht findet sich dann
was. Noch ein Jahr länger in
Dresden rumlungern
stimmt mich allerdings
verdrießlich, denn meine
Kommilitonen haben sich
schließlich alle über die
Spielstätten verteilt, und
ich bin einsam. Eigentlich
ist es ein bisschen wie
Sitzenbleiben. Man sitzt als
älteres Semester unter**

**jungen Dachsen und
langweilt sich. Deswegen
bin ich auch glücklich, als
ich nur drei Monate später,
1987, beim Nationalen
Opernsängerwettbewerb in
Gera im Fach
Musical/Chanson einen
Preis bekomme, wie nur ich
ihn bekommen kann.**

**Den zweiten Preis des
Nationalen
Opernsängerwettbewerbs**

**bei Nichtvergabe des
ersten! Vielleicht war für
den ersten Preis nicht
genug Geld da.**

**Es ist mir auch völlig
schnurz. Denn auf die
diesjährige Trägerin des
zweiten Preises bei
Nichtvergabe des ersten
wird sogar das Fernsehen
aufmerksam! In der
Sendung »Sprungbrett«
darf ich 1988 ein paar**

**Lieder von Georg Kreisler
singen. Artig blase ich
meine noch vorhandenen
Pausbäckchen auf, hebe
wichtig meine noch völlig
ungezupften Augenbrauen
und schmolle mit meinem
Oberlippenflaum, als wäre
ich ein Gesangstalent aus
den bulgarischen Bergen.
Ein Talent zu sein ist ja das
Schönste überhaupt. Ich
berechtige zu Hoffnungen.**

**Von mir wird man noch
hören.**

**»Wat ham'se dir
eijentlich in der
Schule
beijebracht?«**

Und so bekomme ich auch
bald ein Angebot. Horst
Ludwig, der das Musical
»Sweet Charity« am Theater

**Gera zu inszenieren
beabsichtigt, will mich für
die Rolle der Charity haben!
Oha! Gera ist zwar nur ein
B-Haus, wie wir sagen, aber
es ist ein opulentes
Jugendstilgebäude und hat
– einmalig weit und breit –
neben dem Theatersaal
auch einen eigenen
Konzertsaal. Platz für
insgesamt knapp 1400
Zuschauer. Ein**

Mehrspartentheater. Was soll ich lange warten auf das große Angebot aus Berlin? Eine Hauptrolle als erste Rolle überhaupt – das ist doch schon was! Ich sage zu.

Als die Proben beginnen, erfahre ich, dass Horst Ludwig die Rolle des Freudenmädchens Charity zweifach besetzt hat. Doppelt hält besser.

Offenbar ist er sich nicht ganz sicher, dass ich diesen Musicalakt aus Gesang, Schauspiel und Tanz aus dem Stand stemme.

Und, um es gleich zu verraten, er tut gut daran. Denn seine Unsicherheit bezüglich meiner Person, seiner »Entdeckung« an der Hochschule für Musik, wird noch ungeahnte Ausmaße erreichen!

**Einer der Gründe wird
mein Partner in diesem
Musical sein, Matthias
Winter, der die Rolle des
Oscar spielen soll. Soll.
Matthias Winter ist
während der ersten
Probentage noch beim
Wehrdienst und weiß darum
noch nichts von seinem
Glück. Das heißt, er weiß
noch nichts von mir, aber
ich schon von ihm. Als wir**

**uns schließlich das erste
Mal beim Pförtner
begegnen, sage ich aber
deswegen schon mal im
Vorbeigehen »Hallo,
Partner!«. Matthias Winter
guckt mir verdutzt
hinterher. Im Theater
sammeln sich ja viele
überspannte Fräuleins.
Aber eine, die
unbekannterweise »Hallo,
Partner!« sagt?**

Trotz dieses etwas verwirrenden Erstkontaktes kommen wir dann doch gut miteinander klar. Denn der Matthias macht schon ein bisschen was her und ist außerdem noch witzig. Und witzige, gutaussehende Männer sind bekanntlich selten. Wenn man aussieht wie ein Komiker, bleibt einem ja nicht viel anderes übrig, als komisch zu sein.

**Aber wenn man ein
stattliches Mannsbild ist
und dann noch witzig, das
ist ja fast schon
Verschwendung!**

**Und genau das wird mein
Problem. In »Sweet Charity«
gibt es eine Szene, in der
ich erbst in ein Café
kommen soll, wo Matthias
alias »Oscar« ganz
ungerührt in seinem Kaffee
rührt. Wenn man aber**

**jemanden witzig findet, ist
es sehr schwer, ihm auch
nur gekünstelt böse zu sein.
Und der Winter weiß das!
Laut Regisseur (der
Regisseur, der Regisseur,
das ist der Mann, auf den
ich hör!) soll ich
hereingestürzt kommen,
ihn wütend anstarren,
warten, bis »Oscar« seinen
Kaffee zu Ende umgerührt
hat, und mich dann an den**

kleinen Tisch genau hinter ihm setzen, um mit ihm Rücken an Rücken zornige Worte zu tauschen. Und was macht der Winter? Der sitzt nobel da und rührt und rührt und rührt mit dem Löffel in der Tasse, bis ich vor lauter Warten meine Spannung nicht mehr halten kann und grinsen muss.

»Noch mal!«, sagt Horst

**Ludwig, der Regisseur, auf
den ich hör. »Du hast
gegrinst.«**

**Ich gehe zur Tür und tue
so, als ob ich hereinkomme.
Matthias Winter alias
»Oscar« rührt gaaanz
langsam in seinem Kaffee,
guckt hoch, sieht mich an
und in seinem Gesicht
steht: „Ich weiß und du
weißt, dass du nicht ernst
bleiben kannst, wenn ich**

**dich ganz ernst angucke!«
Ich beiße mir auf die
Lippen und gucke weg.**

**»Noch mal!«, sagt Horst
Ludwig. »Du hast
weggeguckt!«**

**Ich gehe noch mal zur
Tür, tue wieder so, als ob
ich reinkomme, und was
macht der Herr Winter,
mein feiner
Schauspielkollege? Rührt,
hört auf, zu rühren, und**

**gerade, als ich böse gucken
will, rührt er noch mal so
schnell, als wolle er den
Kaffee schaumig schlagen.
Das tückische Biest! Aber
das sieht der Regisseur
natürlich nicht. Der sieht
nur, wie ich versuche, mir
das Grinsen auf dem
Gesicht einzufangen.
Überall auf der Welt
herrscht das
Verursacherprinzip, nur auf**

der Bühne offenbar nicht!

»Noch mal! Das ist nicht komisch!«, sagt Horst Ludwig. »Reiß dich jetzt mal ein bisschen zusammen!«

Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Es wird eine einzige Katastrophe. Ich habe einen Drang zur Albernheit, der wird vom Zusammenreißen nur noch schlimmer. Zu allem Überfluss lässt mich Horst

**Ludwig jetzt jedes Mal auch
noch ganz nach draußen
gehen, so dass ich
tatsächlich erst die Tür zur
Szene aufmachen muss, um
die abgefeimte
»unschuldige« Visage des
Witzboldes Winter zu
erblicken. So wird aus
Grinsen Kichern und aus
Kichern Lachen, und bald
krümmt es mich in einem
unerhörten Lachanfall,**

**sobald ich auch nur das
Wort »Bitte!« des
Regisseurs höre. Ich
versuche wirklich alles.
Durchatmen, an
supertraurige
Beerdigungen denken, die
Bedienungsanleitung des
Haustelefons in der
Nebenbühne Wort für Wort
durchlesen, als wären es die
Zehn Gebote, alle Gluckser
ganz bewusst wieder**

**runterschlucken – es nützt
nichts. Wenn Horst Ludwig
»Und bitte!« ruft und ich
die Tür aufmache zu der für
mich mittlerweile
unspielbar gewordenen
Szene, haut es mich einfach
nur weg. Es ist völlig egal,
ob ich Matthias Winter
ansehe oder unten im Saal
den
tischlampenbeleuchteten
Horst Ludwig, der,**

**zunehmend finster und mit
hochrotem Kopf, meinen
Lachschwips ertragen muss!
Ich muss losgackern, dass
ich bald umfalle.**

**Horst Ludwig schickt mich
mindestens zwanzigmal
durch die Bühnentür.
Zwanzigmal! Ich meine, es
wäre für alle besser
gewesen, hätte ich es nur
andeuten dürfen. Herricht
und Preil sind schließlich**

**ein ganzes Bühnenleben
lang nur durch angedeutete
Türen gekommen. Die sind
durch so viele angedeutete
Türen gegangen, dass sie
sich eigentlich mit einem
angedeuteten Honorar
hätten zufriedengeben
müssen.**

**Aber nein, der Herr
Regisseur will es ganz
genau so sehen, wie er es
im Kopf hat. Wiederholung**

**ist Erziehung! Bei mir erst
recht. Ich bin ja noch ein
ganz junges Küken, und der
Herr Regisseur hat mich
quasi auf der Straße
aufgelesen. Ich muss noch
»geformt« werden. Ältere
Regisseure und junge
Aktrizen – das läuft ja
immer auf Professor
Higgins und die arme Eliza
Doolittle hinaus. Nach dem
Motto: »Es gibt nicht einen**

**Gedanken in deinem
Schädel oder ein Wort in
deinem Munde, das ich dir
nicht eingetrichtet habe«**

**Vielleicht ist es ja auch
die unbewusste Rache für
früher. Ich kenne das
nämlich schon, denn im
dritten Studienjahr durfte
ich schon einmal als
Kleindarstellerin bei einer
Horst-Ludwig-Inzenierung,
es war »Charlies Tante«,**

richtig »gehen« lernen. Er hat mich so kirre gemacht, dass ich nach gefühlt hundert Ermahnungen gar nicht mehr wusste, wie »gehen« geht. Zum Schluss bin ich sogar im Passgang gegangen wie eine Giraffe. Und geheult habe ich sowieso.

Aber diesmal hat mich das Gelächter in seinen Klauen. Horst Ludwig kann noch so

**viel herumschnarren, ich
sei »alles andere als
professionell« oder »Das ist
nicht das Weber-Niveau, das
ich hier erwarte«: Ich muss
so ablachen, dass mich
mein »Hallo, Partner!«
Matthias Winter am Ende
festhalten muss, damit ich
vor lauter Gegacker nicht
zu Boden gehe. Er macht
das mit dem Halten
übrigens so gut, dass ich**

**ihn mir schon mal für
später vormerke, falls ich
mal irgendwie Halt
brauche.**

**Dann endlich zückt Horst
Ludwig die Rote Karte.**

**»Katrin, du kannst nach
Hause gehen! Das hat hier
heute keinen Zweck mehr!
Betty (die Zweitbesetzung!),
übernimm du das bitte!«**

**Ich lache noch auf dem
Nachhauseweg. Einwohner**

**von Gera sehen mir
stirnrunzelnd nach. Ich bin
ja grundsätzlich schwer zu
erheitern, aber wenn –
dann habe ich lange was
davon! Ein bisschen Angst
habe ich schon, dass der
Lachflash gar nicht mehr
weggeht. Was, wenn in
meinem Hirnareal, wo das
Kichern und Gackern
entsteht, irgendetwas
kurzgeschlossen wurde?**

Werde ich überhaupt noch essen und trinken können, ohne alles sofort wieder auszurufen? Werde ich mir vor lauter Lachen beim Lidstrichziehen das Gesicht vollkrakeln? Was, wenn auf der Straße leicht reizbare und im Kern ihrer Persönlichkeit unsichere Gewohnheitsschläger mein Lachen auf sich beziehen und sich provoziert fühlen?

Wird überhaupt je wieder ein Mann vor mir die Hosen fallen lassen, wenn ich mich daraufhin laut lachend aufs Bett werfe?

Außerdem muss ich in der Rolle der Charity tanzen, und wer dieses Buch auch nur oberflächlich angelesen hat, weiß, dass ich mit meinen eigenen Beinen auf Kriegsfuß stehe. Wahrscheinlich wurden

**meine Beine mal bei einer
Seelenbeschwörung
vertauscht, und ich renne
jetzt mit den wackligen
Stängeln irgendeiner Oma
herum, die hingegen mit
meinen tollen Beinen wie
Marika Röck durch ein
Seniorencafé steppt. Fiete
Krüger, mein Choreograph
– ein Mann, der immerhin
schon im Berliner
Friedrichstadtpalast die**

**Puppen hat tanzen lassen –,
ist etwas ratlos. Schon nach
der ersten Tanzprobe meint
er in seiner umwerfenden
urberlinischen Art: »Mädel,
wat ham' se dir eigentlich
inner Schule beibracht?
Wat hast'n du eigentlich an
deiner Hochschule jelernt?«**

**Er sitzt in der Ecke, die
Beine
übereinandergeschlagen
und irgendwie doppelt**

**verknotet, wie es nur
Tänzer können, raucht mit
femininer Lässigkeit seine
Zigarette und ruft: »Und
Sprung! Chassé!«, aber das
ist lebensgefährlich, denn
wenn ich darüber
nachdenken muss, was
»Chassé!« bedeutet, hat
mein Gehirn keine
Kapazität mehr, darauf zu
achten, wohin das doofe
»Chassé!« eigentlich gehen**

soll, und Fiete muss zur Seite springen, damit ich ihn nicht umchassiere. Fiete Krüger ruft auch gerne: »Nach links, mehr nach links!«, aber wo bitte schön ist bei einer Drehung links? Irgendwann versteht er, dass ich zur Orientierung im Raum schlichtere Begriffe brauche, etwas, das zur Not auch ein Hund kapieren

**würde. Also ruft er nur
noch: »Von der Wand weg!«,
oder: »Mehr zur Wand hin!«
So geht's.**

**Aber Fietes
Unzufriedenheit mit mir
beschränkt sich nicht auf
meine tänzerische
Zurückgebliebenheit. Er
findet auch meine
Körperpflege provinziell.
Als ich bei einer meiner
Pirouetten apart meine**

**Arme in die Höhe hebe,
fasst sich Fiete Krüger
spontan an den Kopf.**

**»Mädel, wat hasten du für
Vogelnester unter den
Achseln? Du musst dich mal
rasieren!« Ich bleibe stehen
und glotze ihn verwundert
an. Seit wann rasiert man
sich denn die wichtige
Körperbehaarung weg! Da
friert man doch im Winter!
Erschwerend für mein**

**Tanzen ist laut Fiete Krüger
auch, dass ich »fett« bin.
Gut, ich habe noch zarte
Reste von Babyspeck, die
ich mit mir herumtrage.
Und klar, für jemanden, der
das halbe Leben mit
vierdimensional
verbiegbaren Damen zu tun
hatte, Damen, die nur aus
Sehnen und Knorpeln
bestehen und sich zum
Schlafen die Beine hinter**

**die Ohren legen können,
falls mal im Abteil kein
Platz ist, für den bin ich
wahrscheinlich ein Moppel.
Fiete Krüger setzt mich auf
Diät. Ich soll vor und nach
siebzehn Uhr nichts mehr
essen oder so. Abends sitze
ich in der Theaterkantine
und nippe an meiner
kalorienarmen
Weißweinschorle, um
meinen hungrigen Magen**

**zu beruhigen. Ein Bild des
Jammers. Matthias Winter,
der mich überhaupt nicht
moppelig findet und mich
außerdem offenbar auch
schon mal für später
vorgemerkt hat, brachte mir
vom besten Bäcker aus
Zwickau, wo er gerade
herkam, ein paar
Florentiner Schnitten mit,
die vor Nüssen und Honig
nur so triefen. Aber ich**

**habe die Leckerlis noch
nicht einmal richtig
angeguckt, als Fiete Krüger
schon ein »Kann ja wohl
nicht wahr sein!«
rüberpfeift. Beleidigt packe
ich die leckeren Florentiner
Schnitten wieder zurück in
eine Papiertüte und erhebe
mich zum Gehen. Ich bin
noch nicht ganz draußen,
als Fiete seiner Umgebung
erklärt: »Die frisst die doch**

jetzt im Hotelzimmer!«

**Zwischen solch kantigen
Künstlerseelen werde ich
geschliffen, ein zartes
Mädchen von Mitte zwanzig.
Aber ich lebe für den
Gesang, und ich bin noch zu
jung und zu entschlossen,
um beleidigt zu sein. Ich
werde in dieser
Inszenierung eine Charity
hinlegen, wie sie die Welt
oder wenigstens der Teil**

**der Welt, der Gera heißt,
noch nicht gesehen hat! Sie
werden den Mund vor
Staunen nicht mehr
zukriegen, wenn ich
erscheine!**

**Und es kommt auch so,
allerdings etwas anders, als
ich geplant habe. Doch
zumindest der Junge in der
Notaufnahme kriegt den
Mund nicht mehr zu. Mehr
noch, er hat eine Epiphanie,**

**eine Erscheinung, und
wenn seine Mutter nur ein
bisschen Feingefühl hat,
wird sie ihm später
hoffentlich einreden, dass
er das alles im Fieber
geträumt hat. Denn im
Jahre 1987 ist es noch
jenseits alles Denkbaren,
dass sich die
Milchglastüren einer
städtischen Notaufnahme
aufschieben und eine**

**blutende Nutte, geschminkt
wie die Sünde selbst, mit
einem hier noch völlig
unbekannten Ding namens
Tattoo auf dem Oberarm, in
einem ramponierten Ornat
aus abgeknickten
Highheels, zerrissener
Netzstrumpfhose und
zerkratzer Korsage,
hereinkommt. Dazu noch
gestützt von einem Eismann
in weißer Schürze und**

Bäckermütze, als wäre ich ein Schwarzwälder-Kirsch-Eisbecher. Der Junge bekommt Augen wie ein Koboldmaki, und seine sieben friedliche Jahre währende Kindheit ist quasi in diesem Moment vorbei. Und ich bin schuld. Die süße, unglückliche Charity.

Denn alles Training bei Fiete Krüger hatte nichts genützt. Das ganze

Dutzende-Male-durch-die-Tür-Gehen bei Horst Ludwig war umsonst. Als ich nämlich bei der Hauptprobe, das erste Mal mit großem Orchester und vollem Ensemble, für mein Intro auf die Bühne gehe, fängt mich der große Spotscheinwerfer ein wie ein Hütchenspieler die Kugel mit seinem Becher. Mit einem Mal sehe ich nur

**noch Licht um mich herum,
und die weite Bühne, die
ich mit all meinen
Pirouetten und Chassés zu
durchtanzen gedachte, ist
auf die Größe eines weißen
Tellers geschrumpft. Aber
es ist Hauptprobe. Da kann
ich mir nicht einfach die
Hand vor die geblendeten
Augen halten und »Öh! Das
ist aber ein bisschen hell!«
sagen. Die Musik spielt. Der**

**Dirigent fuchtel schon
bedeutend mit seinem
Taktstock von den
Streichern hinüber zu den
Bläsern. Ich muss tanzen.**

**Es soll ja Menschen
geben, die sich in einer
solchen Situation auf ihr
Körpergefühl verlassen
können. Auf hundertmal
geprobte Abläufe. Kleine
Könige der Intuition, die
nachts im Dunkeln aus dem**

**Bett aufstehen und, ohne
sich die Zehen am
Bettpfosten blau zu hauen,
eine sichere Armlänge an
der Kommode vorbeigleiten
und nicht ein einziges Mal
tasten müssen, um die
Klinke an der Tür zu
finden. Herzlichen
Glückwunsch! Bei mir
würde das Schlafzimmer
danach aussehen, als hätte
Loriot versucht, ein Bild**

**geradezurücken! Mir
widerstrebt es insgesamt,
dieser meiner Ansammlung
nicht zusammenarbeitender
Arme und Beine, Schultern
und Brust- wie
Bauchpartien auch nur den
Sammelnamen Körper zu
verleihen. Ich würde lieber
eine sechsspännige Kutsche
durch einen reißenden
Bergbach führen, als mit
diesen Paaren von**

**unzuverlässigen
Extremitäten einen
»jugendlich-
unbeschwerten« Tanz über
die Bühne hinzulegen.**

**Und meine Kollegen
scheinen das zu wissen,
denn wie ich so die ersten
Schritte mache und meine
Augen sich an das
gleißende Licht gewöhnen,
sehe ich sie im Gang an den
Seiten der Bühne die Hände**

**ringen und die Augen
aufreißen, manche gar
können gar nicht mehr
hingucken und vergraben
ihr Gesicht an fremden
Schultern. Egal, ich tanze
jetzt. Und eins und zwei ...
bis mir der Boden unter den
Füßen fehlt.**

**Es ist merkwürdig. Kaum,
dass mein Karriere richtig
begonnen hat, verschwinde
ich schon wieder in der**

Versenkung. Während ich falle, zieht ein Teil meines Lebens an mir vorbei.

Allerdings nur ein ganz kleiner. Es ist der Teil, in der der

Arbeitsschutzbeauftragte seine Belehrung machte.

Ich sehe ihn, wie er mit deutlichen und wiederholten Worten darauf hinweist, dass in der ersten Szene dieser Inszenierung

**von »Sweet Charity« die
Versenkung mitten auf der
Bühne geöffnet ist, weil sie
einen Teich darstellen soll,
und dass bitte darum alle
Akteure ihr strengstes
Augenmerk auf diese
Öffnung richten mögen und
bei allen Gängen und
Kabbeleien auf der Szene
einen schützenden Abstand
einzuhalten haben. Jetzt,
wie ich so dahinfalle wie**

**Alice ins Kaninchenloch,
verstehe ich auch, warum
die Kollegen an den Seiten
der Bühne so entsetzt
geguckt haben und einer
noch »Vorsicht« rief.**

**Dann schlage ich auf. Es
ist ein bedeutender und
akustisch eindrucksvoller
Aufschlag, denn ich trage ja
noch mein Mikroport am
Kleid, und dann hört das
ganze Theater ein ebenso**

**schmerzhaftes wie
verzweifelt »Scheiße!«.**

**Der arbeitslos gewordene
Spotscheinwerfer geht aus,
und das normale
Bühnenlicht geht an. Der
Dirigent lässt den Taktstock
sinken, und das Orchester
trudelt aus. Nur ein
verschlafenes Waldhorn
hupt noch ein bisschen vor
sich hin.**

Von höchstem

**Lampenfieber in die tiefste
Versenkung in nur zehn
Sekunden, das soll mir mal
ein Meditationsguru
nachmachen! Ich liege im
schwarzen Loch, und von
oben gucken nach und nach
die Kollegen rein. Sie
machen sich Sorgen. Aber
ich winke matt mit den
Händen und stöhne: »Alles
in Ordnung. Mir ist nix
passiert! Ihr könnt**

weitermachen!« Als ich jedoch aus der Versenkung gehoben bin, werden daran Zweifel laut. Ich blute obenrum aus etlichen Schürfwunden, und am Bein klafft eine tiefe, weiße Wunde. Kein gutes Zeichen. Solche Klafter sollten besser bluten, es sei denn, der Verletzte steht unter Schock. Hugo Wieck, der nicht nur den Eisverkäufer

**spielt, sondern
praktischerweise auch noch
der Erste-Hilfe-
Verantwortliche ist,
entscheidet, dass das
umgehend wieder
zusammengenäht oder
wenigstens geklammert
werden muss und er jetzt
den Notdienst ruft.**

**Und so kommt es, dass ein
verzweifelter und
geschundenes New Yorker**

**Freudenmädchen
zusammen mit einem
Eisverkäufer in der
Notaufnahme des Geraer
Krankenhauses erscheint
und ihren Schock an ein
paar Kinder und gestürzte
Omis weiterreicht.**

**Und dann geschieht etwas
sehr Schönes, ja etwas
geradezu Heilendes. Das
ganze Theater wartet! Nix
Zweitbesetzung! Während**

**man mich im Krankenhaus
professionell näht und
verbindet, warten die
Sänger, die Tänzer, die
Musiker, die Techniker ...
der ganze Stab.**

**Geschlagene anderthalb
Stunden. Dann komme ich
wieder angehumpelt und
bin ganz Profi, der nicht
gleich in den Sack haut,
bloß, weil er mal zwei Meter
in die Bühnenversenkung**

**gestürzt ist. Horst Ludwig
sitzt im Parkett an der
Lampe und meint: »Also,
alles noch mal von vorn!
Aber jetzt ohne diesen Gag!
Wir haben alle gesehen,
dass du's kannst, Katrin,
aber jetzt lass ihn bitte
weg!«**

**Klar. Ich kann das. Ich
kann, vom
Scheinwerferlicht
geblendet, um eine offene**

**Versenkung herumtanzen.
Zumindest – beim zweiten
Mal!**

**Der erste Bus
fährt ohne mich
– und der zweite
auch**

**Glauben Sie jetzt ja nicht,
dies sei ja eine putzige
Episode aus den frühen
Jahren. Anfängerpech. Noch**

**unsichere Motorik einer
allzu aufgeregten
Bühnenelevin. Da muss ich
Sie enttäuschen. Ich werde
der Alptraum aller
Arbeitsschutzbeauftragten
bleiben, und es wird kaum
eine Inszenierung geben,
die sich nicht mit Narben
und Blessuren auf meinem
Körper verewigt. Wenn also
überhaupt jemand seine
Rollen »verkörpert« hat,**

**dann ich! Bei mir kann man
noch erkennen, warum das
überhaupt »Rolle« heißt –
und zwar genau dann, wenn
ich mal wieder irgendwo
von der Bühne rolle! Es
werden Stürze dabei sein,
gegen die das Verschwinden
in der Versenkung bei
»Sweet Charity« wie ein
Stolperer daherkommt. Ich
bin aber nicht immer allein
schuld. Ich bin einfach**

**nicht gemacht für
besonders fortschrittliche
Bühnenbilder! In der
Inszenierung von »Jesus
Christ Superstar« im selben
Haus im Jahr 1992, in der
ich die Maria Magdalena
spiele, hat der Regisseur
Dietmar Seyffert zum
Beispiel die geniale Idee,
die Bühne sich nach hinten
wie eine amerikanische
Landstraße oder die Route**

66 verjüngen und gleichzeitig zwei, drei Meter in die Höhe erheben zu lassen. Das sieht auch erhebend und überhaupt toll aus – vom Zuschauerraum! Aber rein physikalisch ist es nichts weiter als eine Rampe ins Nichts. Was passiert, wenn eine Rampensau auf eine Rampe trifft? Sie hält sich an die Anweisung des

**Regisseurs! Und der hat
gesagt: »Katrin! In der
Szene, wo Jesus vom
begeisterten Volk umringt
wird, gehst du langsam
rückwärts – entgeistert auf
die Masse starrend – nach
hinten ab.« Und obwohl er
das allgemeine Hinten
meinte, also das
variantenreiche,
ungefährliche,
lebensbejahende 180-Grad-**

**Hinten, das Hinten, in dem
man sicher nach links
hinten oder rechts hinten
abgehen kann, gehe ich –
hochdramatisch entsetzt auf
die tumbe Masse starrend –
schnurgerade rückwärts die
supermoderne Bühne
hinauf und mache auch
nicht halt, als sie zu Ende
ist.**

**Diesmal pralle ich so hart
mit dem ganzen Körper auf,**

**dass ich glaube, das war's
jetzt. Ich kann kaum atmen,
probiere aber erst mal
meine Finger und Zehen
aus. Zum Glück: Sie
wackeln. Ich bin nicht
querschnittsgelähmt. Dafür
ist der Regisseur beinahe
tot umgefallen, als er
meinen Abgang sah. »Das
kannst du mit mir nicht
machen!«, keucht er am
Rande des Herzkollers,**

während die Tänzer mich hochheben und vorsichtig auf die Beine stellen, um zu gucken, ob ich schon freihändig stehen kann – so wie es die Mutti tat, als ich noch ein Baby war.

Da ist es schon besser, so zu fallen, dass andere ihre helle Freude dran haben.

Wie zum Beispiel in »My Fair Lady« ein, zwei Jahre zuvor. Konservatives

**Bühnenbild. Keine Löcher,
keine Kanten. Keine Stufen,
keine Rampen. Die einzige
Herausforderung ist die
Drehbühne, mit der
praktischerweise der
Szenenwechsel absolviert
wird. Ja, auch im Theater
gibt es Dreharbeiten. Eben
noch hat sich Professor
Higgins bei Oberst
Pickering gereizt erkundigt:
»Warum kann eine Frau**

**nicht sein wie ein Mann?«,
da geht das Licht aus, dreht
sich die Szene, und schon
empfängt seine Mutter,
Lady Higgins, die gekränkte
und erboste Eliza Doolittle
zum Tee.**

**Da stehen wir also, die
herrliche Lore U. als Lady
Higgins und ich als Eliza
Doolittle, im Dunkel
unserer Hälfte der
Drehbühne und lauschen**

**dem galoppierenden
Gezeter des
frauenfeindlichen
Professors. Ich habe mein
Hinterteil schon mal vor
den Korbstuhl justiert, in
den ich mich gleich
entrüstet plumpsen lassen
will. Was mein Hintern
jedoch nicht sieht, ist, dass
der Bühnentechniker, eine
Sekunde bevor das Licht
angeht, entdeckt, dass der**

Korbstuhl nicht auf seiner Markierung steht. Und hin und her gerissen zwischen meinem Hintern und der Markierung entscheidet er sich in pflichtbewusst-deutscher Manier für die Markierung und stellt ihn schnell und still einen halben Meter nach hinten. Als wir nun zum Saal und damit ins Scheinwerferlicht gedreht werden, lasse ich

**mich stark entrüstet und
außerordentlich effektiv
niederplumpsen und lande
äußerst unsanft auf dem
Boden. Mein berüschter
Rücken schrammt sich am
Korbstuhl wund. Gut, ich
bin jung, pannengeprüft
und springe gleich wieder
auf. Setze mich auf den
hinterhältig verschobenen
Korbstuhl und schnaufe
jetzt wirklich mal vor Wut.**

**In meinem Kopf wilde
Rachephantasien, wie ich
beim Bühnentechniker
heimlich einbreche und
fünf ranzige Kater mal
ausgiebig in seinem Bett
und in seinem
Kleiderschrank total
wichtige »Markierungen«
anbringen lasse. Doch als
ich mein Augenmerk wieder
auf Lady Higgins lenke,
sehe ich, dass sie den Tee**

nicht gerade ladylike in die Tasse, sondern in großen Zickzackbewegungen über den Tisch verschüttet. Was nichts anderes heißt, als dass sie gleichermaßen sich und den Tee ausschütten muss angesichts meiner Bodenlandung. Das ist fatal, denn Heiterkeit hat in dieser Szene voller Entrüstung leider überhaupt nichts zu

suchen. Mitfühlend, wie ich bin, muss ich nun aber mitlachen, und so wird das Geraer Musical-Publikum Zeuge einer Szene, in der die Protagonisten, immer wieder prustend und auflachend, vorgeben, besorgt, gekränkt und wütend zu sein.

Pannen haben aber auch ihr Gutes. Eines Abends nach einer solchen sitze ich

**in der Kantine und betrinke
mich. Das ist schnell getan
und kostet fast nix, denn
Alkohol – Sie erinnern sich
an dieser Stelle
gütigerweise an meinen
Polterabendauftritt – wirkt
bei mir schon in Dosen wie
bei anderen Schlangengift.
Bevor mein Kopf auf den
Tisch fällt, fällt mein Blick
jedoch auf meine Uhr, und
mit Entsetzen registriere**

**ich, dass es längst Zeit
gewesen wäre, zum Bus zu
wanken. Nun werde ich
wohl oder übel in der
Garderobe des Geraer
Theaters übernachten
müssen. Zugedeckt mit
einem alten Soldatenmantel
und einer Gräfinnen-
Perücke als Kopfkissen.
Mein »Hallo, Partner«
Matthias Winter hört meine
Klage und bietet - ganz**

**Gentleman – an, mich zu
einer Bushaltestelle zu
begleiten, wo um diese Zeit
noch ein Bus führe. Ich
erinnere mich schwach,
dass der Herr ja schon
bewiesen hat, dass er in der
Lage ist, mich vor Stürzen
zu bewahren, hänge mich
also nur sehr wenig dezent
in seinen Arm und stolpere
über meine
begriffsstutzigen Beine**

hinweg mit ihm los. Gefühlt gehen wir die halbe Nacht, und als wir an der – mir im Übrigen völlig unbekannten – Bushaltestelle ankommen, stellt sich leider heraus, dass der letzte Bus schon gefahren ist. Doch wie es der Zufall will, liegt die Bushaltestelle ganz in der Nähe von Matthias' Wohnung. In nur fünf Stunden führe der

erste Bus wieder, und bis dahin könnte ich mich bei ihm etwas aufwärmen. Das wäre alles wunderbar gewesen, wenn ich nicht gerade bei seinen letzten Worten gehört hätte, wie eine Hundertschaft Nachtigallen vorbeitrapst.

Fräulein Weber, jetzt heißt es, ganz vorsichtig sein und die frauliche Ehre bewahren, bis der Morgen

**graut. Als wir oben bei ihm
»auf Bude« sind, lehne ich
denn auch sehr
entschlossen den
angebotenen Whiskey ab,
obwohl der im vorletzten
Jahr der DDR eine noch
unbedingt zu kostende
exotische Spirituose ist.
Stattdessen bitte ich um ein
Glas Milch, das mich wieder
wach und wachsam machen
soll. Die Beine fein**

**übereinandergeschlagen,
sitze ich also da und halte
mein Milchglas fest mit
beiden Händen wie jemand,
der Vampire fürchtet, sein
Kruzifix. Wir reden über
dies und das, und der Herr
Winter macht wieder einen
seiner Scherze, die direkt
mein Heiterkeitszentrum
treffen. Ich lache, ich
wackle, und schwupps
schwappt die Milch aus dem**

Glas. Na toll! Das darf nicht eintrocknen, das gibt doch einen Fleck! Ich muss das jetzt ausziehen. Oh! Na ja! Was soll ich sagen? Den Frühbus nahm ich jedenfalls nicht. Merken Sie sich also an dieser Stelle, dass man zu seinem Glück manchmal nur ausreichend Pech haben muss.

Hin und wieder aber braucht man auch nur

**einfach großes Glück.
Historisches Glück. Mein
Zweitpreisgewinn bei
Nichtvergabe des ersten im
Nationalen Wettbewerb der
jungen Opernsänger und
meine kleinen Auftritte in
der Sendung »Sprungbrett«
hatten mir eine gewisse
Bekanntheit im Kreis der
Professionellen beschert.
Und es kam der Tag, da man
sich meiner erinnerte.**

Günther Fischer, einer der produktivsten und besten Musiker, Komponisten und Arrangeure, die das kleine Land am Rand des großen Ostblocks jemals hervorgebracht hat, hatte ein Musical namens »Jack the Ripper« geschrieben, für das eine weibliche Hauptrolle voller Naivität und dennoch mit dramatischem Auftreten

gesucht wurde. Kommt Ihnen diese Kombination irgendwie bekannt vor? Liegt Ihnen da ein Name auf der Zunge? Dann geht es Ihnen wie Gunther Emmerlich, der seinerzeit von Günther Fischer gefragt wurde, ob er jemanden wüsste, der diese beiden kostbaren Eigenschaften in sich vereinige. Gunther Emmerlich, der sich

**unlängst bei Elisabeth
Wilke, meiner
Gesangslehrerin an der
Hochschule nach mir
erkundigt hatte, sagt denn
auch ja, er wüsste eine, die
genau passen täte, ihr
Name wäre Kerstin, mmh,
falsch, Karin, ach was,
Katrin, ja genau, Katrin ...
Schulze oder eher Schmidt?
... Ja, Katrin Schmidt, nein,
Entschuldigung, Katrin**

Müller, oder hieß sie nicht doch ...? Ein grüne Matrix aus Allerweltsnamen läuft vor seinem geistigen Auge herunter, während die Schicksalsgöttin mir die Daumen drückt, dass der Gunther aus der Unzahl beliebiger Kombinationen meinen allzu gewöhnlichen Vor- und Zunamen herauspickt, bevor Günther Fischer wieder auflegt. Er

**schafft es. Na hier,
Dingsbums! Katrin Weber!**

**Als ich erfahre, dass ich
die Rolle der Sally spielen
soll, sagt man mir
außerdem, dass das Stück
im Schlosstheater in einer
Zelle aufgeführt werden
soll. »Macht ja Sinn«, sage
ich, »da es sich bei Jack,
dem Schlitzer, um einen
Verbrecher handelt!« Nein,
nein, das haben Sie falsch**

**verstanden, werde ich
korrigiert, das Musical wird
im Schlosstheater Celle
laufen. Celle? Das ist doch
im Westen? Wir schreiben
Frühjahr 1989. Das wäre ja
ein Gastpiel im NSW,
Nichtsozialistischen
Wirtschaftsgebiet!
Reisekader! Ich bin doch
erst Mitte zwanzig! Was
kommt als Nächstes?
Mailand, New York?**

**Mit vor Ehrfurcht
zitternden Händen nehme
ich denn auch die
Tonbänder mit den
Probeaufnahmen entgegen.
Und wer singt da mit
seinem unverwechselbaren
Timbre, seiner ganzen
erfrischenden
Unverstelltheit und herb-
männlichen Intelligenz?
Manfred Krug! O
wunderbare Welt der Kunst,**

**wo Grenzer schnittig
salutieren, wenn Günther
Fischer mit seinem
Nobelwagen mal eben
schnell nach drüben rollt,
um von Manne, als wäre der
nie ausgereist, in
irgendeiner Westberliner
Stampe seine Demobänder
einsingen zu lassen! Den
Damenpart singt übrigens
Angelika Weisz, und ich
komme mir dagegen**

plötzlich ganz piepsig vor.

**Also studiere ich mich in
die Rolle und vergesse
ganz, dass eine kleine
Sängerin aus der Provinz
hierzulande ja immer noch
mehr braucht, um im
westlichen Ausland zu
singen, als nur eine
Empfehlung. Nämlich
unverbrüchliche Treue zur
»Sache« (was immer gerade**

**die Sache da oben ist) und
ein richtiges Parteibuch.
Ich habe mich noch nicht
richtig eingesungen, da
kriege ich auch schon von
der Künstleragentur aus
Berlin die Nachricht: »Tut
uns leid, Fräulein Weber.
Sie werden nicht nach Celle
reisen können. Das
Ministerium für
Staatssicherheit hat kein
grünes Licht gegeben.« Ich**

**weiß gar nicht, was ich
denken soll. Bin ich eine
Oppositionelle, ohne es zu
wissen? Gut, ich habe im
Bus schon einmal meine
Monatskarte nicht
hochgehalten, aber gilt das
schon als Widerstand gegen
die Staatsgewalt? Unsicher
fahre ich nach Berlin. Die
Dame von der
Künstleragentur kann es
sich auch nicht erklären.**

»Haben Sie sich denn an irgendwelchen konspirativen Treffen beteiligt?« Künstler machen Partys wie andere Leute auch. So schnell kann man sich da ja gar nicht die Ohren zuhalten, wie da einer nach zwölf einen Honecker-Witz erzählt. Aber ich persönlich? Niemals. Ich kann mir nämlich keine Witze merken. Ich muss mir

**die aufschreiben. Wir sitzen
da und rätseln in aller
Ohnmacht herum. Draußen
ist es aber mittlerweile
September 1989, und die
gute Botschaft lautet: Die
Botschaften füllen sich
langsam! Und zwar mit
Menschen, die es genauso
wenig wie ich mögen, dass
aus den
undurchdringlichen Wolken
eines abgehobenen**

**Apparats sich irgendwelche
Daumen über sie senken.
Im November fällt die
Mauer um, und weder ich
noch die Künstleragentur
müssen jemanden fragen,
wenn ich in Celle auftreten
will. Ich muss nur noch in
Berlin in den Zug steigen,
bis zur Zonengrenze fahren,
dort noch mangels
durchgehender
Verbindungen meinen**

**Koffer nehmen und mich
bei Helmstedt zehn
Minuten durch die Pampa
schleppen, und schon sitze
ich in einem Waggon, der
erst wieder in Celle hält.**

**Jahre später werde ich in
meiner Akte lesen, dass
irgendein unberufener
Geist der Stasi gemeldet
hat, ich würde einen
»oberflächlichen
Lebenswandel« führen. Eine**

**unglaubliche Frechheit! Ich
– die ich von jeder Party
nur die Hälfte mitkriege,
weil ich dann brav nach
Hause gehe. Ich kann nur
hoffen, sein eigener
Lebenswandel steht dem
missgünstigen Kleinbürger
mittlerweile für eine
weniger oberflächliche
Befragung offen.**

**Doch zurück zu »Jack the
Ripper« in Celle/**

Bundesrepublik

Deutschland! Kaum bin ich da, mache ich das, was man später nur noch als Klischee abtun wird. Ich kaufe ein Bündel gelbe Bananen! Ich bekenne hiermit: Ich habe wirklich als Erstes Bananen gekauft! Wie sie leuchten! Wie hier überhaupt alles leuchtet im vorweihnachtlichen Celler! Es leuchtet und duftet, dass

**ich vor lauter
Wahrnehmung »Kreislauf«
kriege. Und die
Reizüberflutung wird noch
ein paarmal dafür sorgen,
dass ich mich im kleinen
Celle verlaufe. Das letzte
Mal, dass sich hier jemand
verlaufen hat, war
wahrscheinlich, als hier
noch germanischer Urwald
war. Aber nicht nur Celle ist
klein, auch das Theater. Das**

Schlosstheater ist sogar so klein, dass man beim Singen der ersten Reihe im Parkett die Hand reichen kann. Und falls ich je im Stillen gehofft hatte, mit der Wende würde sich auch mein Pannenschicksal wenden, so weiß ich spätestens auch hier ab der offiziellen Hauptprobe, dass ich wohl für die Dauer meines Lebens verflucht

bin.

**Denn in der Szene, wo ich
vor dem Haupthelden mein
Kleid fallen lasse, um nur
in Seidenunterwäsche vor
ihm zu stehen, reißen alle
verdutzt die Augen auf,
bevor sie sich dieselben
zuhalten. Ich habe vor
lauter Aufregung
vergessen, die
Seidenunterwäsche
anzutun, bevor ich ins Kleid**

stieg. Blank, wie ich von der Mutter kam, stehe ich auf der Bühne herum. Das erste Mal im Westen und dann gleich nackig machen. Nur mein Hauptheld reagiert ungerührt. Er steht nicht auf Frauen.

**Na, dann!
Herzlichen
Glückwunsch!**

**Männer, die nicht auf
Frauen stehen, begleiten
mich. Das darf ich wohl
sagen, denn einer meiner
besten Männer am Klavier,
Heiko Lippmann, begleitet**

**und leitet mich in den
ersten Jahren in Gera, und
das schließlich sogar zu
großem Ruhm. Irgendwas
muss an meinem
burschikosen Charme sein,
etwas vom unglückseligen
Spermium Frank, dass
Männer, die nicht auf
Frauen stehen, mit mir
prächtig auskommen.**

**Heiko ist zu der Zeit
Korrepetitor mit**

Dirigierverpflichtung.
(Auch so eine
Sparerfindung an Theatern,
damit man keinen ganzen
Dirigenten bezahlen muss.
Heute gibt es
wahrscheinlich schon
Hausmeister im Theater,
die laut Arbeitsvertrag bei
Bedarf in der großen Girl-
Reihe mittanzen müssen.)
Obwohl Heiko in Gera also
ausgelastet ist, liest er in

**seiner wenigen Freizeit mit
großem Interesse die
Ausschreibungen für
Gesangswettbewerbe. Als er
vom**

**Bundesgesangswettbewerb
1991 liest, beschließt mein
Begleiter und Taktgeber,
mich dort für die Gattung
Musical anzumelden.**

**Freilich ohne mir etwas
davon zu sagen. Zu Recht.
Wahrscheinlich würde ich**

**mich unter einem Haufen
Bedenken verstecken. Ich
bin ja – Preise hin, Preise
her – immer noch eine
ziemliche Provinzmaus. Das
alles weiß Heiko Lippmann,
aber er weiß auch, dass ich
nicht die Traute habe, zu
kneifen, als er sagt:
»Überraschung! Nächste
Woche, Schätzchen, fahren
wir nach Berlin ins Theater
des Westens, und dort**

**singste vor einer
prominenten Jury. Dein
Programm hab ich schon
fertig. Und als Tanznummer
im
Bundesgesangswettbewerb
machste einfach ›Könnt
mich jetzt eine sehen!‹ aus
deiner ›Sweet Charity‹. Ich
habe dich schon
angemeldet.«**

**»O Gott!«, sage ich denn
auch. Und: »Na ja, gut.**

Meinste denn?«

Groß üben müssen wir das ja nicht. Hab ich hundertmal gesungen – und getanzt. Nach der persönlichen Choreographie von Fiete Krüger! In einem quälenden Prozess der Desillusionierung angepasst an meine grobmotorischen Extremitäten. Quasi Förderschule. Mit einem

**Zylinder und einem
Spazierstock schreite ich
singend halbwegs
rhythmisch seitwärts und
bewege mit beiden Händen
das Stöckchen vor mir hin
und her. Das sind immerhin
zwei Bewegungen auf
einmal! Mehr »Artistik«
konnte auch Fiete nicht aus
mir raus holen.**

**Doch wir sind gerade
mitten in den Proben zum**

»Kleinen Horrorladen«, in dem ich die Audrey spiele, und wir haben für unseren Auftritt vor der Jury des Bundesgesangswettbewerbes nur gerade so viel Zeit eingeplant, wie es braucht, mit dem Zug nach Berlin zu fahren, ins Theater des Westens zu gelangen, sich umzuziehen, warmzusingen und dann auf die Bühne zu stolpern. Und das wird

meine Rettung sein!

Wegen des Zeitmangels bleibt mir nämlich erspart, zu sehen, wer sonst noch mit mir in diesem Contest antritt.

Zwar sehe ich auf dem Theaterflur mit großen Augen, wie sich langbeinige Wunderwesen aus dem blonden Norden wie aus dem dunkelhaarigen Süden, also quasi aus der ganzen

**Welt, mit Spagat hochkant
im Türrahmen geschmeidig
machen. Aber wenn ich
auch noch vorher hätte
mitansehen müssen, was
diese Gazellen mit ihren
Barstühlen auf der Bühne
anstellen (Auf-einem-Bein-
Herumwirbeln, Hochwerfen,
Flickflack drunter machen,
Auffangen und Hinsetzen,
wobei sie die Beine über die
Lehne schwingen, als wären**

**es Arme) und dazu noch
singen – ich wäre nicht
aufgetreten! Ich – mit dem
ollen Zylinder und meinem
Spazierstock, den ich vor
mir halte wie eine Oma mit
Schulterarthrose beim
Rehasport! Ich wäre
davongelaufen! Selbst mit
dem flehenden Heiko
Lippmann am Bein wäre ich
weggelaufen! Obwohl,
realistisch betrachtet, hätte**

sich Heiko nie an mein Bein geklammert, auch wenn er sehr anhänglich ist und so allerliebste, dass manchmal nicht ganz klar ist, wer von uns beiden hier eigentlich die Diva ist. Wenn wir irgendwohin zusammen zum Auftritt fahren, fragt er vorher akkurat: »Was ziehen wir morgen an? Nur, damit wir uns mit der Garderobe ein bisschen

abstimmen können!« Ist das nicht wunderbar? Kein heterosexueller Mann würde sich oder gar mich jemals fragen, was morgen auf der Kleiderordnung steht. Er würde einfach an seinen Schrank gehen und die Sachen nehmen, die dort obenauf liegen. Nein, das würde er nicht machen. Das wäre schon zu viel. Er würde die Sachen

**hochnehmen, die er gestern
vor seinem Bett hat fallen
lassen, ein bisschen dran
riechen, ob sie noch »okay«
sind, und dann reinsteigen.
Aber nicht Heiko
Lippmann!**

**Wir stehen also kurz vor
unserem
Wettbewerbsauftritt in der
Garderobe, ich versuche,
meine irgendwie noch etwas
zusammengepappten**

**Stimmbänder
lockerzuträllern, während
ich mich brav »grundiere«,
als Heiko neben mir
aufschreit und mit
aufgerissenen Augen die
Hand vor den Mund hält:
»Katrin! Katastrophe! Ich
habe meine Hose
vergessen!«**

**Nun ist Heiko freilich
nicht im Schlüpper
angereist, aber ein Auftritt**

**ohne eine passende, fein
auf mein Outfit
abgestimmte Bühnenhose,
das ist ja wohl ein
modischer Fauxpas ersten
Ranges! Jetzt muss er in
Jeans hinterm Flügel sitzen
und das bei einem
Bundeswettbewerb. Ich
lache beinahe meine
Puderdose leer, und – o
Wunder – meine pappigen
Stimmbänder lösen sich!**

Gerade rechtzeitig. Wir treten auf, und ich singe und stöckele selbstbewusst vor der Jury herum, als käme ich vom Broadway und nicht aus Gera.

Die Jury guckt und nickt freundlich und fragt sich wahrscheinlich insgeheim, ob das eine Parodie sein soll. Während wir schon wieder im Zug sitzen und ich Heiko frage, ob es so

**ganz okay war, werden im
Theater des Westens Damen
auf die Bühne springen, die
beim Singen ihre
Spazierstöcke in den
Fingern drehen wie
Propeller und dabei im
brusthohen Stehschritt mit
der anderen Hand am Hut
herumspazieren! Okay, ich
hätte meinen Spazierstock
auch mal zwischendurch
hochwerfen können, aber**

**dann hätte ich sofort
fliehen müssen, damit er
mir nicht auf den Kopf fällt.**

**Guten Morgen, Katrin
Weber! Die Welt hat sich
komplett gedreht in den
letzten zwei Jahren.**

**Während ich mit meinem
Abschluss als Diplom-
Musicalsängerin im Osten
noch so etwas wie ein Exot
war, sind Musicals in
Deutschland plötzlich**

**Riesenevents mit eigenen
Palästen à la »Cats« oder
»Starlight Express«.**

**Musicalsängerinnen der
neunziger Jahre sind
Allroundgenies, die
schmettern, miauen,
brüllen und dabei noch
erotische Verrenkungen
machen können, ohne
jemals aus der Puste zu
kommen.**

Doch dann passiert das

**Unglaubliche! Heiko
Lippmann sei Dank! Ich
bekomme einen Preis! Den
Franz-Grothe-Preis des
Bundesgesangswettbewerbs!
Franz Grothe, einen der
Schwerstarbeiter der
heiteren Melodien, kennen
Sie natürlich nicht, aber
wenn ich Ihnen jetzt leise
vorsinge: »In der Nacht ist
der Mensch nicht gern
alleine / Denn die Liebe im**

**hellen Mondenscheine / Ist
das schönste ...«, dann
ahnen Sie wenigstens, wen
ich meine. Die Jury hat
mich ausgewählt!**

**Wahrscheinlich aus
Nostalgie. Weil ich Ihnen
vorkam, wie eine aus den
dreißiger/vierziger Jahren.
Weil ich etwas habe, was die
Musical-Athletinnen dann
doch vermissen lassen:
»Eine Vorkriegseleganz, die**

es eigentlich nicht mehr gibt«, wie die SZ später einmal schreibt. Oder, weil ich eben »eine seltene Kombination« bin, wie Eleonore Weisgerber, die berühmte Schauspielerin und Chansonnière zur Preisverleihung fand.

Wird das jetzt ewig so weitergehen? Von Preis zu Preis? Von Hauptrolle zu

**Hauptrolle? Von Gastspiel
zu Gastspiel? Werde ich, der
klaare schwarze Deifel aus
der Wochenkrippe, mit
nichts als meiner Stimme
und meinen blitzenden
Augen unter den
ungezupften Brauen den
Musicalhimmel stürmen?
Musicalsängerinnen
müssen sich sputen. Eliza,
Charity, Maria Magdalena,
Evita – das sind ja alles**

keine Damen in den Wechseljahren. Man hat vielleicht zehn, fünfzehn gute Jahre, in denen man solche Rollen singen kann. Mit Mitte dreißig ist Schluss. Dann braucht man nicht mal mehr vorsingen zu fahren. Hinter einem trällert schon schadenfroh der Chor, in den man sich bald einreihen wird.

Alternde Soubretten

können mitunter garstig sein, und das aus gutem Grund. Es ist ein gnadenlos kurzlebiges Geschäft.

Das heißt für mich, ich muss jede noch so kleine öffentliche Aufmerksamkeit nutzen, damit fürderhin niemand mehr in einer Jury oder einem Besetzungsbüro fragen wird: »Katrin Weber? Wer ist das noch

**mal? Muss man die
kennen?«**

**Da passt es doch
hervorragend, dass gleich
nach dem Gewinn des
Franz-Grothe-Preises das
Funkhaus anruft und zum
Interview bittet. Hatte ich
eigentlich auch erwartet.
Man ist ja schließlich nicht
mehr irgendwer. Ich bin die
»Von jeder Reise bringt sie
Preise!«-Katrin. Ich**

**schwebe also an den
Kleiderschrank und wähle
einen roten Mantel zum
schwarzen Hut. Ein
bisschen warm für die
Jahreszeit, aber
extravagant: Kenne mich
doch aus mit dem
Fernsehen. War schließlich
schon zweimal da. Da muss
es knallen. Signalfarben.
Teuerste Schnitte. Den
Kragen hochgeschlagen**

**und den Hut ein wenig
schräg. Abweisend und
geheimnisvoll. Verrucht,
aber unberührbar. Der
Blick verschleiert und doch
scharf, er wird den
Fragesteller mitten
durchschneiden. Schon der
Spiegel im Flur scheint vor
meinem Bild zu erzittern.
Ich hauche mit rassigem
Timbre einmal zur Probe
»Frrrranz-Grrrrothe-**

**Prrreis-Trrrägerin!«, und
dann geht es ab zum
Funkhaus. Es ist ja 1991,
und den Deutschen
Fernsehfunk mit seiner
Zentrale in Berlin-
Adlershof gibt es nicht
mehr. Stattdessen aber
viele kleine Fernsehfünke,
unter anderem den
nigelnagelneuen
Landessender Thüringen
mit seiner fürstlichen**

**Residenz auf dem
ehemaligen Stasigelände.
Und das ist quasi bei mir
um die Ecke.**

**Ich walle also wie Lady in
Red die paar Meter dem
Funkhaus entgegen und
schreite auf den Eingang
zu. »Katrin Weber!«,
jubilieren ich dem Pförtner
zu. »Man erwartet mich zum
Interview!« Der Pförtner
sagt erst mal: »Stopp! Ganz**

**langsam!« Ich bin ihm nicht
annonciert worden. Nun
gut. Es ist alles im Umbau
begriffen. Ich habe
natürlich Verständnis. Er
schnüffelt noch einmal
kurzsichtig seine Gästeliste
herunter. Umsonst. Greift
zum Telefon und sagt: »Hier
ist eine Frau Weber. Sie
sagt, sie will ein Interview.«
Um dem Mann zu helfen,
beuge ich mich kurz zu**

seiner Luke und ergänze:

»Ich habe den Franz-Grothe-Preis gewonnen!«

Der Pförtner nickt und sagt ins Telefon: »Sie hat einen Preis gewonnen!« Ah, endlich scheint es am anderen Ende heller zu werden. »Gehen Sie mal bitte in Zimmer 9!«, sagt der Pförtner und reicht mir einen Tagesausweis. In Zimmer 9 wiederhole ich

**mich gnädig: »Guten Tag.
Ich bin Katrin Weber. Ich
bin hier wegen des Franz-
Grothe-Preises.« Die Dame
in der Zuschauerredaktion
mit der Lesebrille an der
Kette sagt, wenn Franz
Grothe einen Preis
gewonnen hat, muss er den
selber abholen. Nein, nein,
sage ich, der Franz-Grothe-
Preis ist ein Preis des
Bundesgesangswettbewerbs,**

**den ich, Katrin Weber,
gewonnen hätte. »Ach
sooo«, sagt die
Zuschauerredakteurin,
also nicht die »Guten
Morgen, Thüringen!«-
Kaffeetasse oder das »Guten
Morgen, Thüringen!«-
Frühstücksbrettchen? Nein,
meine ich, das sei ein
richtiger, ein Künstlerpreis.
Denn: Ich sei eine
Künstlerin. »Gehen Sie mal**

**in Zimmer 21 zur
Kulturredaktion!« Ich
erklimme die Treppe zum
Obergeschoss, wobei mir
schon etwas warm wird
unter dem roten
Wintermantel. In der
Kulturredaktion hocken
zwei anämische Rollkragen-
Hänflinge zwischen großen
Zeitungsstapeln. »Guten
Tag. Ich bin Katrin Weber.
Ich habe den Franz-Grothe-**

Preis gewonnen«, stelle ich mich vor, »man erwartet mich für ein Interview.« Die beiden Kulturredakteure gucken skeptisch. Wer denn genau mich erwarte?, werde ich gefragt und registriere mit einem kleinen peinlichen Ziehen im Oberbauch, dass ich das vor lauter eigener Bedeutung vergessen habe. »Um 16 Uhr!«, fällt mir gerade noch

**ein. »16 Uhr? Dann gehen
Sie doch mal in Zimmer 34!
Da ist die
Nachmittagsredaktion.«
Mittlerweile hat sich die
Wärme unter meinem
Mantel in Feuchte
verwandelt. Über
unerbetenem Schweiß droht
mein Make-up zu erodieren.
Ich eile zu Zimmer 34 und
sage: »Guten Tag. Ich bin
Katrin Weber. Die mit dem**

**Franz-Grothe-Preis-
Interview!« Am großen
Tisch in der
Nachmittagsredaktion
sitzen lauter junge,
aufgeregte Journalisten, die
gerade debattieren, ob der
Unfall an der Bahnschranke
im »News-Flash« auf die
»Eins« soll oder der
Hausbrand mit den fünf
Rauchvergiftungen. Katrin
Weber? Interview? Keine**

Ahnung. Im Plan steht nichts. Aber hier ändere sich ja häufiger was. Ich solle mal zum Senderedakteur in dem Anbau. Da es mittlerweile Viertel vor vier ist, hetze ich die Treppe hinunter zum Anbau, finde den Senderedakteur, der gerade Stress hat und mich anschreit, dass ihm egal sei, ob ich Katrin Weber sei und

**hier Franz Grothe anpreisen
will, jedenfalls nicht in
seiner Sendung. Ich bin
völlig aufgelöst, und meine
selbstbewusste**

**Damenhaftigkeit verfällt
zusehends. Die Assistentin
des Senderedakteurs hat
ein Herz und meint, wenn
das irgendjemand wissen
könne, dann doch wohl die
Leiterin des Funkhauses,
Barbara Molsen. Ich renne**

**mit fliegenderem Mantel
schweißnass die Treppe
wieder hinauf bis ganz nach
oben ins Chefsekretariat,
mein Make-up hat sich
mittlerweile in ein Aquarell
verwandelt. »Katrin
Weber!«, keuche ich, »Ich
habe den Franz-Grothe-
Preis! Gewonnen! Das
Interview! Beginnt! In zwei
Minuten!« Die
Chefsekretärin nimmt**

**angesichts meiner
Verzweiflung all ihren Mut
zusammen und klopft bei
der Landesfunkhauschefin,
die gerade große Sitzung
hat. Draußen stünde eine
Sängerin namens Katrin
Weber, die behaupte,
jemand wolle sie punkt 16
Uhr interviewen. Barbara
Molsen zuckt ahnungslos
die Schultern, und reicht
den Casus herum. »Hat die**

**jemand von euch bestellt?«
Allgemeines Kopfschütteln.
Die Chefsekretärin rüttelt
ein letztes Mal am
versammelten Gedächtnis:
»Sie hat den Franz-Grothe-
Preis bekommen.« Barbara
Molsen hebt ratlos die
Augenbrauen. »Na dann,
sagen Sie ihr: Herzlichen
Glückwunsch!« Die
Chefsekretärin schließt
behutsam die Tür. »Nichts**

zu machen. Sie haben's ja gehört.«

Als Diva bin ich gekommen, und schwankend, mit offenem Mantel und mit verwischtem Make-up wie eine alkoholkrankte russische Prostituierte komme ich zum Pförtner zurück und werfe ihm den Tagesausweis durch die Luke. Wer hat mich so zum

**Narren gehalten? Oder
habe ich mich am Telefon
verhört? Was für eine
Demütigung! Als hätte mich
jemand erst aufs hohe
Podest gelockt, um mich
dann umso besser
hinabstoßen zu können. Ich
schlurfe nach Hause und
werfe mich schlapp in die
Couch, erledigt und
zerflossen wie Dalís Uhr -
bloß als Frau. Da kommt**

**mein »Hallo Partner!«
Matthias Winter aus der
Küche (ja, fragen Sie jetzt
nicht, der hält sich
irgendwie seit geraumer
Zeit in meiner Wohnung
auf, ich habe dafür auch
keine Erklärung, es muss
wohl Liebe sein) und sieht
mich fassungslos an: »Wo
bist du gewesen? Ein Herr
Braumann vom Hörfunk hat
schon fünfmal angerufen!**

**Du warst dort für 16 Uhr
zum Interview bestellt!«**

Ach, das Radio war's.

**Herrgott, wie soll man denn
da durchblicken, bei den
vielen Hör- und
Fernsehfünken jetzt!**

**Die peinliche Tour durch
das Geraer Funkhaus ist ein
Menetekel. Ich weiß es noch
nicht, aber dieser
vermaledeite Preis wird**

**meine letzte
selbstersungene,
selbsterrungene
Auszeichnung im Fach
Musical sein. Von jetzt an
wird mein Leben nur noch
aus etwas sehr Paradoxem
bestehen, aus Erfolg
gewordenen Misserfolgen.
Ich werde alles verlieren
und irgendwie auch wieder
alles gewinnen. Nach dem
Raketenstart wird es**

gewaltig knallen, und ich werde denken, das war's. Aber dann wird es erst richtig losgehen! Merken Sie sich das für Ihr eigenes Leben: Manchmal, wenn Sie denken, es fliegt Ihnen alles um die Ohren, liegt das nur daran, dass an Ihrem Raumschiff gerade eine neue Stufe gezündet wurde!

Aber so weit bin ich noch nicht. Ich bin immer noch froher Hoffnung, dass ich ein strahlender Stern am gesamtdeutschen Musicalhimmel werde! Und siehe da: Ein paar Wochen später ruft das Theater des Westens an. Sie suchen jemanden, der schwarze Haare, funkelnde Augen und ein strahlendes Lächeln hat und Musical

singen kann. Na, also! Läuft doch wieder! Berlin, ich komme noch mal! Im Verlauf des Gesprächs stellt sich allerdings heraus, dass sie nur jemanden suchen, der so ähnlich aussieht wie Renée Knapp, die in der Inszenierung des Musicals »Nine« die Claudia singen soll. Also eine Doppelbesetzung für den Fall, dass Renée Knapp mal

krank wird. Mmmh.

Eigentlich hatte ich ja von meiner preisverwöhnten Karriere erwartet, dass höchstens ich für den Fall des Falles von einer anderen doppelbesetzt werde. Aber nun gut, es ist das Theater des Westens in Berlin, da wollen wir mal nicht so sein. Und es wäre auch nicht das erste Mal, dass ein Ersatz später für

**besser als das Original
befunden wurde! Ich sage
also zu, und die Dame am
Telefon erwidert: Fein,
dann kommen Sie mal her
zum Vorsingen. Vorsingen -
ich? Wie viel Renée-Knapp-
Doppelgängerinnen gibt es
denn, die Musical singen
können? Vorsingen ist ja
nicht so meins. Dafür bin
ich einfach zu zart. Man
läuft sich warm, man singt**

**sich locker, man geht im
glitzernden Kostüm auf die
Bühne, der Korrepetitor
dehnt die Finger vorm
Piano, unten im Saal sitzen
ein paar Augen, und dann
legst du los. Singst eine
halbe Strophe, da knackt
schon das Regiemikrofon,
und jemand sagt: »Danke!
Das war's! Wir melden
uns!« (Haha! Vergessen
Sie's!) So läuft es immer.**

Don't call us, we call you!
Der Nächste bitte. Lalala.
Du willst gerade anheben zu
einem bombastischen
Refrain, da heißt es schon:
»Danke! Wir melden uns!«
Es ist gnadenlos. Jeder
Besucher der Reeperbahn
nimmt sich mehr Zeit, vorm
Nuttenschaufenster stehen
zu bleiben, als
Musicalregisseure beim
Casting. Ich habe schon

Vorsingerinnen erlebt, die zu Beginn flehten: »Ich möchte bitte, bitte mein Lied zu Ende singen dürfen.« Da lachen die Bewerber da unten natürlich nur.

Doch ich darf im Theater des Westens mein Lied zu Ende singen, erst dann knackt das Regiemikrofon, und der Chef des Hauses höchstselbst, Helmut

**Baumann, spricht hinein:
»Bleiben Sie mal da! Ich
komme hoch zu Ihnen!« Na,
wenn das kein gutes
Zeichen ist! Baumann muss
mich kennen. Er saß
immerhin beim
Bundesgesangswettbewerb
in der Jury. Er hat mir den
Franz-Grothe-Preis
überreicht! Die Hand
geschüttelt! Baumann
kommt die kleine Treppe**

**zur Bühne hoch, nimmt die
Brille ab und mustert mich
eingehend. »Wie war noch
mal ihr Name?«, fragt er.
Ich lächle ein feines
Fräulein-Liebreiz-Lächeln
und sage: »Wir kennen uns
vom Wettbewerb! Ich bin
die Katrin Weber! Ich habe
den Franz-Grothe-Pr...«
»Aha«, knurrt Helmut
Baumann, ohne weiter auf
meine Avancen einzugehen,**

**und setzt seine Brille
wieder auf. »Na ja. Alles
Gute noch!« Und geht
wieder zurück, mich vorher
mit knapper Geste von der
Bühne wünschend. Ich bin
völlig fassungslos. Ich
werde nie wieder etwas
über diesen Preis sagen.
Nie wieder. Ich werde weder
die Worte »Franz« noch
»Grothe« noch »Preis«
sagen. Das ist ja wohl kein**

**Preis, das ist ein Sargnagel!
Ein Fluch!**

**Als wolle mir das
Schicksal diesen Eindruck
eines dunklen Omens
bestätigen, muss mein
Partner Matthias Winter bei
der Rückfahrt (ja, ich weiß,
das kommt für Sie jetzt
wieder überraschend, aber
der sitzt jetzt dauernd bei
mir im Auto rum und fährt
mich und quatscht mit mir.**

Ich habe dafür nur eine Erklärung, es muss daran liegen, dass wir mittlerweile zusammenwohnen. Mein »Hallo Partner!« von der Theaterpforte damals war wohl doch keine leere Drohung), Matthias muss also an einer Berliner Kreuzung heftig bremsen. Heftige Bremsungen an sich sind schon nicht schön, aber wenn man wie ich

**gerade dabei war, sich
einen großen offenen und
vollen Becher Kefir zum
Munde zu führen, dann
wird es Sie sicher nicht
wundern, wenn ich Ihnen
unverblümt mitteile, dass
ich danach aussah (und
roch!!) wie jemand, dem
hundert Babys gleichzeitig
aufs Revers gebrochen
haben. Und genau das liebe
ich an diesem meinem**

**neuen Mann da am Steuer:
dass er jetzt nicht lacht.
Dass er nicht mal mit den
Mundwinkeln zuckt. Dass er
sich im Griff hat, während
ich, von aller Welt
abgelehnt und abgewiesen,
mit vergorener Milch
beschüttet, ein bisschen
sehr schlimm ungehalten
werde!! Ich werde so
ungehalten, dass die Fahrer
auf der Spur neben uns**

**sofort die
Innenverriegelung
aktivieren und die Mütter
an der Kreuzung ihre
Kinder umdrehen, damit sie
nicht von diesem Bild einer
schnappatmig kreischenden
Hexe traumatisiert werden.
Aber schon ein, zwei
Stunden später habe ich
mich wieder im Griff. Dann
darf Matthias mich auch ein
bisschen trösten. Er kann**

**das besser als ich. Oder, um
es an dieser Stelle zu
bekennen: Alle können das
besser als ich.**

**Ich bin eine Katastrophe
im Trösten. Einer
befreundeten Tänzerin aus
dem Theater, die sich
ausgerechnet bei einem
albernen Sirtaki-Tanz
während einer
ausgelassenen Feier den
Fuß gebrochen hat, und**

**zwar mit Komplikationen
satt, und die mittlerweile
eine riesige
Unterschenkelorthese
tragen muss, rufe ich zum
Beispiel am Bühneneingang
aufmunternd zu: »Na,
Klumpfuß!« Berichte, dass
ich ihr dabei noch auf die
Schulter geklopft habe, so
dass sie hinter mir
umgestürzt sei, entbehren
übrigens jeder Wahrheit.**

**Wir sind auch oft im
Tropenhaus Biele in Gera.
Schließlich sind wir
mittlerweile eine Familie,
und zu einer Familie, wie
ich sie seit Kindesbeinen
kenne, gehört mindestens
ein Haustier. Bei uns ist es
ein schon etwas betagter
Hund mit dem für die
Ansprüche einer
Musicalsängerin nicht
weiter überraschenden**

Namen »Higgins«, nach dem Professor Higgins aus dem Musical »My Fair Lady«. Der Inhaber vom Tropenhaus Biele, Herr Biele, ist ein großer Verehrer meiner Kunst und lässt keinen Einkauf vorübergehen, ohne ein kleines Schwätzchen mit mir zu halten und mir ein kleines Blumenpräsent zu überreichen.

Doch das Alter kommt mit seinen Plagen, und eines Tages hat Herr Biele Krebs, wie seine Frau mir traurig mitteilt. Als wir ein knappes Jahr später – »Higgins« ist mittlerweile im Hundehimmel und wurde umgehend durch einen neuen Hund namens »Javert« ersetzt – mal wieder Hundefutter im Tropenhaus einkaufen,

treffen wir Frau Biele ganz allein, und ich frage sie sogleich, wie es ihrem kranken Mann gehe. Frau Biele guckt nur traurig und antwortet, ihr Mann sei leider verstorben. Das rührt mich natürlich auch bald zu Tränen, und deswegen sage ich mit erstickter Stimme zu ihr: »Trösten Sie sich, Frau Biele! Dieses Hundefutter hier ist auch

**nicht mehr für den
Higgins!« Matthias neben
mir bekommt sofort dieses
abrupt selbstbeherrschte
Gesicht, dieses innere
Abrücken, eine für alle
sichtbare »Ich kenne diese
Frau nicht! Wir halten uns
nur zufällig am selben
Einkaufswagen fest«-Miene,
aber ich tröste einfach
weiter.**

Wahrscheinlich ist mein

Sohn deswegen immer so tapfer. Er hat Angst, dass ich ihn tröste. Noch heute schaffe ich es, Menschen mit einem einzigen, gutgemeinten Satz von null auf hundert zu bringen. Zum Beispiel, wenn ich eine sichtbar für mindestens zweihundert Euro durchfrisierte Bekannte im Friseursalon treffe und frage: »Bist du schon

fertig?«

**Ein Gutes hat das
gescheiterte Vorsingen im
Theater des Westens jedoch:
Ich beschließe, mich nie
wieder irgendwo zu
bewerben. Mit dem
angeborenen
Selbstbewusstsein einer
Kreisstadt-Diva erkenne
ich, dass schon der
zitternde Akt des**

**Vorsingens, des Anbietens
der eigenen Person auf dem
Markt, Gift für Selbstwert
und Ausstrahlung ist. Wer
mich haben will, soll sich
um mich bemühen. Dann
weiß er auch am Ende, was
ich ihm wert bin.**

Das Licht geht aus

**Die Köstritzer
Schwarzbierbrauerei ruft
an. Die Frau vom Chef
persönlich. Ob ich Lust
hätte, bei einer Festivität
ein kleines musikalisches
Programm aufzuführen.**

**Natürlich für eine der
Bedeutung des
Unternehmens
angemessene Gage. Nach
der Pleite beim Vorsingen
im Theater des Westens ist
so ein Anruf Labsal für
mein darniederliegendes
Selbstwertgefühl. Ein wenig
später ruft sie noch mal an
und hat eine Idee. Wie ich
es fände, ihren wertten
Gatten, den Chef des**

**Unternehmens, zu
überraschen, indem ich aus
einem riesigen
Geschenkkarton komme
und dann wie Marilyn
Monroe »Happy Birthday,
Mr President!« oder so was
singe. Ich zögere einen
Augenblick. Steigen Diven
aus Pappkartons? Oder ist
das peinlich? Na gut, denke
ich schließlich, dieses eine
Mal mag das angehen. Ist ja**

**eine private Feier. Vor
Kollegen oder Bekannten
wäre mir das unangenehm.
Also hocke ich mich, sexy
hergerichtet, am nämlichen
Abend in den Karton und
lasse mich in den Festsaal
schieben. Doch es stellt sich
heraus, dass zum
neckischen Herausspringen
aus einem Karton vorab ein
paar wichtige Fragen
geklärt sein müssen. Als da**

**wären: Wurde der zu
Beschenkende dahingehend
informiert, dass er den
Karton so weit zu öffnen
hat, dass das
innenhockende
Musicalhäschen auch
herausspringen kann?
Wurde er instruiert, der
Dame seine Hand für einen
graziösen Ausstieg zu
leihen, oder besteht die
Gefahr, dass das Fräulein**

**aus dem Karton klettern
muss, womöglich umstürzt
und bewusstlos liegen
bleibt?**

**Alle diese Fragen sind
nicht geklärt. Stattdessen
hat man mich in einen mit
einer großen, roten Schleife
versehenen
Waschmaschinenverpackung
gesteckt – und ab damit.
Ein paar Minuten lang
werde ich übers Linoleum**

**scheinbar endloser Flure
geschoben. Minuten, in
denen ich erkenne, dass ich
nicht zu den Menschen
zähle, die gerne in einem
dunklen Behälter
irgendwohin gebracht
werden. Dann komme ich
endlich im Festsaal zum
Stehen. Der Brauereichef
kommt auch heran und
fummelt ein bisschen das
riesige Geschenk auf, aber**

**nur so weit, bis er einen
Spalt hineinsehen kann.
»Ach«, sagt er, ein ganz
klein bisschen überrascht,
»na gucke, die Katrin
Weber!«**

**Und geht wieder zurück
zu seinem Köstritzer
Schwarzbier. Kein Tusch,
nicht mal eine
Wunderkerze! Mitten im
Saal steht ein Karton mit
einem kleinen**

aufgefummelten Schlitz.

Was dann folgt, ist eine mühselige Selbstbefreiungsaktion meinerseits. Und was sehe ich, als ich endlich aus dem vermaledeiten Karton gekrochen bin? Kollegen, Bekannte, die halbe Stadtprominenz von Gera ist auf dieser »kleinen, intimen Geburtstagsfeier« versammelt! Ich weiß

**sofort, dass ich damit bis
zum Ende aller Tage
aufgezogen werde.**

**Katrin-»Es rappelt im
Karton«-Weber! »Ach, dich
kann man jetzt als Paket
buchen?« »Achtung, jetzt
kommt ein Karton!« Und so
weiter.**

**Aber warum soll es mir hier
besser gehen als im
Theater? Einige Zeit zuvor**

**hat das Theater Gera das
Musical »Annie get your
gun« (»Ich schieß mit der
Knarre dem Pfarrer die
Zigarre / aus dem Mund,
weil ich klar sehen kann!«)
auf die Bühne gebracht,
und ich erspare Ihnen das
Rätselraten, wer die
ungehobelte, rauh- und
auch noch o-beinige
Kunstschützin Annie
spielen soll. Es sind ja die**

**ersten Jahre nach der
Wende, und da herrscht
große Freude unter den
Musicalproduzenten. Denn
plötzlich gibt es solche
kapitalistischen
Wunderdinge wie
meterlange
Reißverschlüsse, mit denen
man verrückte hautenge
Kostüme schneiden kann.
Die Indianertruppe in
»Annie get your gun« zum**

**Beispiel bekommt tolle
Ganzkörperanzüge aus
westlichem Lycra mit
aufgemalten Tattoos. Auch
Franz Olschowski, der
Regisseur, lässt sich vom
Übermaß der neuen
Möglichkeiten hinreißen.
»Pass auf, Katrin«, sagt er,
»wir bauen dir ein als
Büffel verkleidetes
Motorrad, das an einer
Stange im Kreis**

**herumfährt, und da stellst
du dich dann rauf und
schießt im Stehen während
der Fahrt ein paar
Glühlampen im Zirkus aus!
Stell dir mal vor, was das
für einen Effekt macht! Das
wird der Knaller! Würdest
du dir das zutrauen?«**

**Natürlich traue ich mir
das zu. Das Problem ist
eher, ob die Werkstatt und
die Requisite sich das auch**

zutrauen. Das Schöne an solchen Ideen ist doch, dass man sich einfach was vorstellt und sich nicht fragen muss, ob das Theater Gera schon bereit ist für solche Raffinessen. Im Falle der lycrabekleideten Indianertruppe zum Beispiel stellt sich heraus, dass die langen Reißverschlüsse auf dem Rücken unerwarteterweise

Falten werfen. Statt mit makellosen brauntätowierten Lycra-Oberkörpern am Kunstfeuer zu sitzen, hocken die Kollegen jetzt plötzlich da wie eine Horde rätselhafter Echsenmenschen mit Zacken am Rücken.

Aber die Kollegen aus der Theaterwerkstatt lassen ihre Köpfe rauchen, tüfteln und beraten, schweißen und

**schneiden, und siehe da –
am Ende rollt auf der
Bühne ein von einem
zentralen Elektromotor
angetriebener
Motorradbüffel gemächlich
mit quietschenden
Gummireifen in einem
Kreis herum. Ich stehe mit
zitternden Knien in den
Steigeisen und knalle die
Glühlampen aus. (Das heißt,
ich schieße mit**

Platzpatronen, und die Kollegen am Licht legen dann dankenswerterweise den Schalter um.) Die Requisiteure können stolz auf sich sein: Noch nie wurde in einem Theaterstück eine solche Konstruktion zur Erzielung von Knallereffekten verwendet!

Was die Kollegen aus der Theaterwerkstatt nicht

**wissen: Es gibt verdammt
gute Gründe, dass eine
solch ausgetüftelte Büffel-
Motorrad-Stangen-
Elektromotor-Konstruktion
noch nie in einem
Theaterstück verwendet
wurde! Es war nicht
mangelnder
Ingenieursgeist, der die
Theaterwerkstätten dieser
Welt vor einer solchen
Konstruktion**

**zurückschrecken ließ, o
nein, es war Vernunft! Denn
als ich in der ungefähr
fünften Vorstellung als
tolldreiste Annie, hopp
heiße, unter
Trommelwirbeln auf
meinen rollenden Büffel
steige, merke ich, dass es
diesmal nicht so richtig
losgeht. Er scheint sich
zwar zu bewegen, doch nur
sehr langsam. Ich erhebe**

**mich trotzdem mit großem
»Yippieh!« und hole meine
Pistole aus dem Holster,
aber das Gefährt kommt
überhaupt nicht vom Fleck.
Irgendwie haben die Reifen
zu wenig Luft, oder der
Elektromotor ist nicht für
die Dauerbelastung
ausgelegt, oder ich habe
seit der letzten Vorstellung
unwahrscheinlich
zugenommen. Eigentlich**

**soll es ja die perfekte
Illusion einer temporeichen
artistischen Zirkusnummer
sein. Aber das hier fühlt
sich eher an wie eine
Zirkusnummer unter
Wasser und in Zeitlupe.
Quälend langsam ziehen die
Gesichter der Zuschauer an
mir vorbei. Die
»Geschwindigkeit« des
»Büffels« hätte es mir
erlaubt, mit jedem**

**Einzelnen ein paar Worte zu
wechseln. Endlich komme
ich bei der ersten
Glühlampe an. Ich ziele,
aber es macht nur Klick.
Die Platzpatrone hat sich
verklemmt. Die Leute vom
Licht warten aber auf den
Knall, also bleibt die Lampe
an. Weiter geht es. Und
genau das ist das Problem:
Niemand hat den Mut, diese
verunglückte Vorstellung**

**zu unterbrechen. Ich würde
das Tempo jetzt als ein
etwas schnelleres Stehen
beschreiben. Vielleicht
einen quietschenden Meter
pro Minute. Die Zuschauer
verfolgen gebannt, wie ich
Zentimeter um Zentimeter
an die zweite Glühlampe
heranrolle, mit der Pistole
ziele, Klick mache und
dann, dumm der weiterhin
glühenden Glühlampe**

**hinterherglotzend, in
Zeitlupe weiterreise. Ich
frage mich, wie lange der
Percussionist im
Orchestergraben noch
trommeln kann. Vielleicht
wird es ein Eintrag ins
Guinnessbuch der Rekorde:
»Längster unbeabsichtigter
Trommelwirbel!« Draußen
im Foyer wird der
Pausensekt in den Gläser
lau, während ich**

**quietschend und knarrend
auf meinem Büffelmotorrad
durch die Manege krieche.
Erste Zuschauer
unterhalten sich darüber,
ob mein Untersatz noch
fährt oder schon steht.
Endlich kommt die dritte
Glühlampe in Reichweite!
Das hat jetzt bestimmt fünf
Minuten gedauert. Was wird
übermorgen in der Zeitung
stehen? »Katrin Weber**

nutzte ihren Auftritt im Musical ›Annie get your gun‹, um eine Viertelstunde lang auf einem Büffel stehend mit ihrer Pistole still auf vier verschiedene Glühlampen zu zeigen – eine Demonstration bewusster Entschleunigung in unserer immer kurzlebiger werdenden Welt.« Nein! Diese Pantomime muss ein Ende

haben. Also ziele ich auf die dritte Glühlampe und rufe, so laut ich kann: »Peng!« Gelächter allenthalben, aber die Leute vom Licht haben es endlich kapiert und löschen die Lampe. Ich springe vom »Büffel«, laufe zur vierten Lampe und schreie »Peng!«, Dunkel und Verbeugung! Hinter mir knarzt das schlappe Motorrad in den Schienen.

Ein sterbender Büffel. Eher eine Anklage gegen die Tierdressur im Zirkus als ein Knaller. Und während hier und da zaghafter Applaus anhebt, frage ich mich das erste Mal, ob es einen geheimen Sinn hinter all diesen Pannen und Pleiten gibt. Warum verwandelt sich eigentlich alles unter meinen Händen in Jux und Alberei? Möchte

mir das Schicksal etwas sagen? Aber was?

Das Schicksal ist ja generell nicht leicht zu verstehen.

Ich würde sogar sagen, das Schicksal nuschelt ein bisschen. Und deswegen glaube ich gehört zu haben: Katrin, du musst endlich mal was Ernstes machen! Vielleicht ist es ja diese heitere Oberflächlichkeit,

**die zu all den
Missgeschicken einlädt?
Vielleicht musst du endlich
mal Kunst machen, die
düster ist und voller
Verhängnis. Wozu hat Gott
dir diese dunklen
Augenbrauen und diese
stählerne Stimme gegeben,
wenn nicht, um
erdenschwere Gesänge ins
erschütterte Herz des
Zuschauers zu senken?**

**Und wie ich so auf die
Stimme des Schicksals
lausche, ruft auch schon
Dietmar Seyffert an. Mit
ihm habe ich seinerzeit
»Jesus Christ Superstar« in
Gera gemacht. Er weiß, was
ich kann (singen) und was
ich nicht kann (gefährlos
von einer Bühne abgehen).
Ob ich mir vorstellen
könne, in einer szenischen
Inszenierung von Heinrich-**

**von-Kleist-Texten, der
»Kleistiana« von Michael
Schindhelm, den »Tod« zu
singen. Es sei dies ein
deutscher Kulturbeitrag für
die Olympischen Spiele in
Atlanta im Jahre 1996 und
werde dortselbst und vorher
schon im Kleist-Theater
Frankfurt/Oder zur
Aufführung kommen. Sein
Sohn, der einzigartige
Tänzer Gregor Seyffert,**

**werde dazu tanzen, und ich
solle den Gesangspart
übernehmen. Na, das ist es
doch! Alles, was ich will.
Hohe Kunst, Bedeutung,
internationales Publikum.**

**Als wir anfangen zu
proben, merke ich schon:
Das sind nicht die
gefälligen Lieder, die ich
bis jetzt gesungen habe. Es
sind Melodien, die weh tun
sollen. Und das tun sie**

**auch, zuvörderst jedoch
meiner Stimme. Wir sind
noch nicht lange in den
Proben, als ich merke, wie
ich heiser werde. Aber
anders als sonst erholt sich
meine Stimme nicht, wenn
ich ihr mal ein paar Tage
Ruhe gönne. Wenn sich
eine Stimme nicht erholt,
ist das gar kein gutes
Zeichen. Ich stemme und
kiekse noch ein paarmal,**

aber dann ist allen Beteiligten klar: In meinem Hals ist irgendetwas grundsätzlich nicht in Ordnung. Dietmar Seyffert besorgt mir einen Termin in der Charité zur Endoskopie. Bei Professor Seidner. Eine bessere Expertise kann man hierzulande kaum kriegen. Wolfram Seidner ist selbst studierter Sänger und hat als HNO-Arzt noch zu DDR-

**Zeiten das verbindliche
Lehrbuch zur
Stimmschulung
geschrieben. Er leuchtet
ausgiebig in meinen Hals,
und das, was er dann sagt,
wird mein ganzes Leben auf
den Kopf stellen: »Zuerst
die gute Nachricht: Es ist
kein Krebs.«**

**Ja, das ist schön. Kein
Krebs ist immer schön. Kein
Krebs ist quasi die**

**Voraussetzung von fast
allem. Aber ich meine dann
doch eine seltsame
vorausseilende
Beschwichtigung zu
vernehmen, eine Art
»Wichtig ist jetzt nur, dass
Sie am Leben sind«-Trost,
den ich nicht so mag.**

**Der Professor klappt
seinen Augenspiegel hoch
und fährt fort: »Und jetzt
die schlechte: Sie haben**

eine Stimmbandzyste.«

**Stimmbandzyste,
Stimmbandzyste? Das ist
doch so eine Art Pickel auf
den Stimmbändern. Ein
bisschen Tupfen, ein
bisschen Pudern, und in
zwei Wochen singe ich
wieder aus voller Kehle.
Oder? Oder?????**

**Der Professor schüttelt
den Kopf. »Das muss
operiert werden. Und das**

**heißt, sie werden
mindestens Monate, wenn
nicht Jahre nicht singen
können.«**

**Monate? Das allein wäre
schon eine Katastrophe. Die
Kleistiana, das Projekt mit
den beiden Seyfferts,
Atlanta, die Olympischen
Spiele – vorbei. Im Theater
Gera laufen gerade die
Vorbereitungen für die
»West Side Story«, in der**

**ich die Anita spielen soll.
Ich muss alles absagen.
Aber Jahre? Eine
Musicalsängerin hat keine
Jahre zum Aussetzen. Ich
sagte es schon an anderer
Stelle, das Musicalgeschäft
ist ein Kurzstreckenlauf
zwischen zwanzig und
dreißig, dann kann man
sich mal eine Runde
zurückfallen lassen.**

Das alles ist schon

**entsetzlich genug für jede
professionelle Sängerin.
Aber für einen Menschen
wie mich, der quasi nur aus
Sprechen und Singen
besteht, der vom kleinen
Quakfrosch auf dem
Schulweg in Plauen bis zum
scheinwerferumstrahlten
Musicalprinzesschen immer
schon ein Mensch
gewordener Lautsprecher
war, für den sind eine**

**solche Diagnose und
Aussicht kaum zu ertragen.**

**Katrin Weber – der kleine
Komet am Musicalhimmel -
erlischt und verglüht
irgendwo im Dunkeln. Das
war's dann wohl. Mein
Evita-Kostüm, in dem ich
gerade mal sechs
Vorstellungen gespielt
habe, geht in die
Schneiderei, um der
Kollegin angepasst zu**

werden, die meine Rolle übernehmen wird. Dietmar und Gregor Seyffert müssen ihre Kleist-Performance noch einmal von vorn beginnen. Sie wurde übrigens toll. Aber eben ohne mich.

Ich dagegen sitze frisch operiert in der HNO-Abteilung der Charité im Bademantel auf dem Flur und bin verstummt. Starre

**wortlos mit aufgerissenen
Augen dem von mir
verehrten und bewunderten
Schauspieler Christian
Grasshoff hinterher, der
plötzlich – o Wunder – mit
einer verbundenen Nase an
mir vorbeiläuft. Ich bin
unfähig, auch nur so etwas
wie »Hallo!« zu krächzen.
Das ist ja wie bei der
kleinen Meerjungfrau!
Stumm muss ich den**

**großen Charismatiker
vorbeiziehen lassen.
(Abgesehen davon, dass
Edelmimen mit
verbundenen Knollennasen
sich wahrscheinlich nur
ungern in längere
Gespräche oder gar
Fotoaufnahmen verwickeln
lassen.)**

**Meine Hoffnungen, dass
sich nach der OP die
Stimme vielleicht doch**

**wieder erholt, zerschlagen
sich. Im Gegenteil. Das
behutsame Vorgehen der
Ärzte – und das ist denn
wohl auch angeraten bei
einem solch fragilen
Gewebe wie den
Stimmbändern – hat nichts
gebracht. Eine zweite
Operation wird nötig,
radikaler als die erste.
Diese zweite Operation
schickt mich endgültig**

zurück auf Los. Zwar habe ich keine Stimmbandzyste mehr, aber meine Stimme ist irgendwo da unten in der Wunde in meinem Hals, und ich weiß nicht, ob ich sie je wieder dort herausbekommen werde.

Es ist 1995, und mein Leben wird zum Mare Tranquillitatis, dem Meer der Ruhe auf dem Mond. Im Theater werden mehr und

mehr meiner Kostüme in die Schneiderei gebracht, damit andere meine Rollen spielen können. Hin und wieder fragen Kolleginnen, die ich in der Stadt treffe, noch: »Wann kommst du wieder?«, aber nach ein paar Monaten fragen sie nicht mehr. Im Theater hat sich mindestens nach der zweiten Operation an meinen Stimmbändern

**herumgesprochen, dass ich
nicht dieses Jahr und
vielleicht auch nicht
nächstes und überhaupt ...**

**Mein Sohn muss lernen,
mit einer Mutter
umzugehen, die nur
»gucken« kann, wenn sie
mal böse ist. Wenn Sie sich
heute fragen, woher die
Webern all diese Grimassen
herhat, mit der ich mich auf
der Bühne kapriziere, dann**

**sage ich Ihnen: Versuchen
Sie mal, einen
Neunjährigen nur mit dem
Gesicht zu erziehen! Rufen
Sie ihn mal nur mit dem
Gesicht zum Essen, oder
halten Sie ihn nur mit dem
Gesicht davon ab, den Hund
am Schwanz zu ziehen!
Oder sagen Sie ihm einfach
nur mit ihrem Gesicht, dass
alles gut wird und sie ihn
liebhaben! Das ist nicht so**

einfach, das kann ich Ihnen verraten.

Unmöglich aber ist, eine Party zu besuchen oder auch nur ein Kantinengespräch, ein bisschen Klatsch und Tratsch zu machen, wie ich es so liebe. Witze, die mir auf der Zunge liegen, müssen dort liegen bleiben, weil mein Rachen sie nicht herausbefördern kann.

**Anekdoten und
Geschichten, freche
Bemerkungen kann ich mir
alle für später aufheben,
aber wann wird dieses
»später« sein? In der
schwarzen Hölle meiner
Angst sitze ich und frage
mich, ob ich zu den
Glücklichen zählen werde,
die eines Tages wieder so
sprechen und singen
werden, als wäre nichts**

**gewesen, oder zu den
Unglücklichen, bei denen es
nie wieder so wurde wie
ehedem. Ein krächzender
Rabe, eine fistelstimmige
Hexe aus dem Vogtland.
Kein Alkohol, kein Nikotin
ist mir erlaubt, um mich zu
trösten. Ich habe wirklich
eine Depression biblischen
Ausmaßes!**

**Ich bin ja mit quasi
nichts, nur auf meinen**

**tollen Stimmbändern aus
meinem kleinen Plauen in
die große weite Welt
hinausbalanciert, nach
Dresden, nach Berlin, ins
Fernsehen, in den
»Westen«, und hätte es jetzt
beinahe bis nach Amerika
geschafft, aber nun haben
die Bänder mir spröde den
Dienst versagt. Vielleicht
wollte ich zu viel? Vielleicht
habe ich meiner Stimme**

**etwas zugemutet, das sie
nicht leisten konnte? Aber
woher sollte ich das denn
wissen? Wie sollte ich
wissen, was sie kann, wenn
ich es nie ausprobiert
hätte? Ich konnte doch
nicht auf meinem Talent zu
Hause hocken bleiben und
träumen, wie es gewesen
wäre, wenn ...? Ich musste
doch singen! Soll das
heißen: Der Traum ist aus?**

Wird Ilse Hahn jetzt recht behalten, die ja schon im Studium meinte: »Sie können doch auch schön zeichnen!«? Oder wartet die Damenkonfektion auf eine reumütig zurückkehrende Schneiderin?

Was ich nicht weiß: Meine Stimme wird natürlich nie wieder so werden wie vorher. Sie wird so werden, wie sie jetzt ist. Sie wird die

Stimme werden, die die Leute meinen, wenn sie sagen: »Ich war mir nicht ganz sicher, ob Sie wirklich die Katrin Weber sind, aber an der Stimme habe ich Sie erkannt!«

Ich hätte es ja nie für möglich gehalten, aber jetzt ergeht es mir wirklich wie Eliza Doolittle aus »My Fair Lady«, die unter akademischer Aufsicht

sprechen lernen muss. Alle vierzehn Tage fahre ich, die stumme Katrin, mit dem Zug von Gera nach Jena und heule dem Stimmtherapeuten Martin Ulrich vom dortigen HNO-Klinikum was vor. Für jede Sitzung braucht Martin Ulrich einen ganzen Zellstoffstapel. Eigentlich sollen wir ja sprechen üben, aber die Töne, die ich

**hervorbringe, lassen mich
jedes Mal in Tränen
ausbrechen. Einmal bin ich
so verzweifelt, dass ich ihn
frage, ob ich mich gleich
hier in die Psychiatrische
einliefern lassen könne.
Martin Ulrich schiebt mir
noch mal den Zellstoffstapel
zu und meint trocken:
»Noch sind Sie kein Fall für
die Psychiatrie, aber wenn
Sie sich da einliefern**

**lassen, dann werden Sie
bald einer sein!« Also
durchhalten und
Stimmübungen machen.
Pusten, Zischen, Summen
üben. Im Grunde fange ich
noch mal von vorn an.
Anders kann es im Jahre
1963, als ich ein Baby war,
auch nicht gewesen sein.
Ein bisschen Lallen, ein
bisschen Murren, ein
bisschen Brümmerchen**

**machen und dazwischen
viel heulen. Im Grunde
genommen fahre ich alle
paar Tage nach Jena, um
mir dort meine
verlorengegangene Stimme
in Einzelteilen wieder
abzuholen, in kleinen, noch
ganz neugeborenen Vokalen
und Konsonanten. Es sind
kuriose Übungen, die
Martin Ulrich mit mir
macht. Wie in**

**Frankensteins Labor sitze
ich da, Kabel und feuchte
Schwämme am Hals, und
lasse meine halbtoten
Stimmbänder mit
Stromstößen
wiederbeleben. Sitze im Zug
zurück nach Gera und freue
mich über ein gelungenes
»N« oder ein geglücktes
»Ö«. Kommt der Kellner mit
dem Kaffee, sage ich
»AAAA!«, und fragt er mich,**

**ob ich Milch dazu haben
will, sage ich »JAAAAA!«.
Dann gebe ich ihm das Geld
und sage: »DAAAA!«**

Jesuslatschen und Zahnlücken

**Als ich wieder ein bisschen
singen kann, gibt man mir
im Theater hier und da
kleine Gesangspartien in
Nebenrollen, aber das ist
natürlich nicht das, wofür
ich hier eingekauft wurde.**

**Eigentlich ist es nur noch
eine Frage der Zeit, bis die
Kollegialität und
Freundlichkeit des Theaters
an die Grenze
wirtschaftlicher
Erwägungen kommt. Meine
Entlassung steht ins Haus.**

**Aber! Gera ist – wie ich
schon zu Beginn meiner
Berufsjahre intuitiv richtig
einschätzte – ein solides
Mehrspartenhaus. Hier gibt**

**es alles. Drama, Komödie,
Musical, Operette, Oper,
Ballett. Das ganze
Programm. Und das wird
sich für eine verunglückte
Sängerin wie mich als eine
Riesenchance erweisen!
Denn hier gibt es eine
Theaterkantine, in der alle
diese verschiedenen
Sparten zusammenglücken.
Alle kommen hier
zusammen. Die Musiker, die**

**Sänger, die Tänzer, die
Schauspieler, die
Maskenbildner, die
Garderobieren, die
Bühnenarbeiter – und die
Regisseure. Einer von ihnen
ist Joachim Siebenschuh.
Siebenschuh macht eines
Tages eine ähnliche
Entdeckung wie sein von
mir geplagter Kollege Horst
Ludwig, der mich bei
»Sweet Charity« ein paar**

Dutzend Mal durch eine Tür gehen ließ, weil es ihm einfach nicht »normal« genug aussah.

»Warum«, fragt er mich eines Tages in der Kantine, »kommen hier jeden Tag Hunderte Leute rein, ohne dass jemand aufsieht? Und warum gehen ausgerechnet bei dir alle Köpfe hoch, wenn du durch die Tür kommst?«

Das ist eine gute Frage. Es ist die zentrale Frage meines Lebens. Warum wurde immer ich im Kindergarten ausgeschimpft und ins »Spielkäfterle« gesperrt, wo doch alle anderen Kinder mindestens so viel Dreck am Stecken hatten wie ich? Warum gucken immer alle zu mir, wenn was passiert? Warum lachen die Leute,

**wenn ich stolpere oder
einen Witz mache, wo doch
anderen Ähnliches passiert?
Die Antwort liegt irgendwo
in den Tiefen der Gene
meines schmucken Vatis
und meiner zackigen Mutti
verborgen und heißt:
Präsenz! Sie hat den
Dutzendnamen Katrin
Weber mit Neonfarben und
Leuchtschrift unterlegt!
Hätte ich hinter einem**

**Vorhang singen müssen,
wäre wahrscheinlich alles
anders gekommen. Was
immer meine Stimme
hergab, beeindruckt waren
die Regisseure und Juroren,
die Gesangspädagoginnen
und Stimmbildnerinnen,
letztlich auch die braven
Zuschauer im Saal, von der
Art und Weise, wie ich auf
der Bühne einfach nur
dastand! Andere waren**

**beweglicher, aber keine war
präsender! Dafür die Preise!
Und darum geht es jetzt
auch Joachim Siebenschuh.
Denn wenn auch meine
Stimme nicht mehr so schön
klar sei wie früher, meine
Ausstrahlung glänzte wie
am ersten Tag. Ob ich nicht
Lust hätte, sie in seiner
neuen Inszenierung von
»Anatevka« zur Geltung zu
bringen? Und zwar als**

**Zeitel, die älteste Tochter
von Tewje, dem berühmten
Milchmann. Warum nicht?
Bevor ich hier in der
Kantine versauere ...**

**Es ist das erste Mal, dass
ich mit richtigen
Komödianten zu tun
bekomme. Musicaldarsteller
haben ja auch mal hier und
da Monologe, Dialoge, aber
niemand nimmt ihnen übel,
wenn das keine große**

Schauspielkunst ist.

Inmitten von Show, Musik,

Gesang und Tanz müssen

die Mimik und die Gestik

eben manchmal etwas

»dicker auftragen«. Nicht

so im Schauspiel. Hier

herrscht die feine

Aufmerksamkeit, und alles

muss so daherkommen, als

wäre es beinahe echt.

Meine neuen Kollegen vom

Schauspiel werfen sich

**dann auch die erste Zeit
nur vielsagende Blicke zu
und schmunzeln, wenn ich
anfange, mit meinem
Musicalstar-Walk über die
Bühne zu stolzieren.**

**Siebenschuh springt sogar
einmal auf die Bühne und
ruft: »Katrin, soll ich dir
mal zeigen, wie du durch
das Dorf Anatevka gehst?«
Er arschwackelt ein paar
Meter an mir vorbei. Ich**

**habe Jahre gebraucht, um
einigermaßen feminin
gehen zu lernen, und jetzt
soll ich das für eine Rolle
wieder vergessen?**

**Aber am meisten lerne ich
von Bert Franzke, welcher
ein hünenhafter, aber nicht
nur deswegen umwerfender
Komödiant ist. Die kleinen
Pausen, die kurzen Blicke,
das urtümliche
Selbstvertrauen in jedes**

**noch so kleine Wort, das er
dem Publikum hinwirft. Das
ist so beeindruckend, dass
ich beim Dialog mit ihm
manchmal gar keine Lust
habe, meinen Text
aufzusagen, weil nach ihm
alles nur schulmädchenhaft
und amateurmäßig klingt.
Ich lerne vom bloßen
Zuschauen, und bin am
Ende des Tages nicht selten
glücklich, dass mich mein**

Karriereknick unter diese Leute geschickt hat.

Aber bin ich deswegen schon eine Schauspielerin? Wohl kaum. Ich bin jemand, der so tut, als wäre er eine. Und wunderbarerweise gibt es ein Stück, in dem genau das verlangt ist. Das Stück heißt »Der nackte Wahnsinn«, ist von Michael Frayn, und mein kleiner Rettungsanker Joachim

**Siebenschuh inszeniert es
1998 in Basel. In dem
Theaterstück, in dem es
lustigerweise um die
Inszenierung eines
Theaterstückes geht, spiele
ich die Brooke respektive
Vicky, die fast das ganze
Stück über in Unterwäsche
wie bestellt und nicht
abgeholt über die Bühne
dackelt. Neben der Rolle
stehen – das kann ich. Was**

mir früher gerne zum Vorwurf gemacht wurde, erweist sich jetzt als Vorteil. Niemand kann erkennen, ob ich wirklich so blöd bin oder alle auf der Bühne verarsche. In der Premierenfeier wird eine Zuschauerin den Regisseur fragen: »Jetzt mal unter uns: Ist die wirklich so?«

Und ein Kollege wird mir später erklären, dass ich

**über eine gewisse
ungewollte Komik verfüge.
Ich weiß noch nicht
wirklich, ob das ein
Kompliment ist. Doch am
Ende des Abends wird er
versuchen, mich
schwungvoll an sich
heranzuziehen und zu
küssen und – weil ich laut
auflachen muss – sich
dabei einen Zahn
abbrechen. Da wird mir**

**endlich klar, was er mit
ungewollter Komik meint.
Ist ja eigentlich auch nicht
so schlecht. Andere müssen
sich sonst wie einen
abbrechen, um komisch zu
sein. Und ich muss das noch
nicht mal wollen und bin es
trotzdem. Doch werde ich
davon leben können?**

**1998 werde ich vom
Theater Gera entlassen. Ich
bin ihnen nicht gram.**

Zum Ende hin war es auch nicht mehr wirklich meines. Meine letzte Produktion ist die »Rocky Horror Picture Show«, für die sich jetzt auch im braven Gera herumgesprachen hat, dass das Publikum da die Sau rauslassen und Reis oder Klopapierrollen auf die Bühne werfen darf. Abschiedsovationen, die ich mir gerne erspart hätte.

Blumen wären mir lieber gewesen.

Meine seelische und finanzielle Rettung heißt »Musical Night«, eine Eventkompanie unter Leitung von Axel Törber, einem Bandleader, der schon mit Bill Ramsey und Mary Roos getourt ist. »Musical Night« zieht in zwei großen Tourneen

**durch die deutschen Städte,
um ein »Best of« der
internationalen Musical-
Evergreens unter die Leute
zu bringen. Axel Törber
weiß, dass meine Stimme
noch nicht wieder dieselbe
ist und vielleicht nie wieder
dieselbe sein wird, aber er
hat Geduld. Er weiß, dass
Technik und Temperament
in diesem Geschäft
manchmal mehr sind als**

**reiner Klang. Als ich ihn
eines Abends bitte, mich
nicht mehr einzusetzen,
weil ich schon wieder bei
irgendeinem
»Rachenputzer« (so heißen
die großen
Schmetternummern unter
uns) gepatzt und gekiekt
habe, meint er nur: »Du
singst das morgen wieder!
Ich halte das aus! Wenn ich
jetzt nachgebe, kommst du**

nie wieder.« Das nennt man auch Glück: dass jemand an einen glaubt, wenn man es selber nicht mehr tut!

Nur: Ein Tourneetheater ist kein Festspielhaus mit Kristalllüstern, sondern eine Reisetruppe und muss aus den »Bedingungen vor Ort« das Beste machen. Und so kommt es, dass manchmal in der Conference dem Publikum

**die »schillernde Welt des
Musicals« angekündigt
wird, während wir Sänger
uns in Ermangelung einer
echten Garderobe draußen
im Halbdunkel einer
Laterne auf dem
Parkplatzschotter umziehen
müssen. Und zwar in einer
Hatz, die ihresgleichen
sucht. Mein wunderbarer
farbiger Kollege David
Thomas (seine Vorfahren**

**stammen aus der Karibik)
muss zum Beispiel nach der
größtönenden Nummer
»Circle of Life« aus dem
»König der Löwen« in
Windeseile aus seinem
afrikanischen Kaftan und
den Riemenlatschen fahren,
um rechtzeitig nach der
Zwischenmusik im Frack
und mit mir eingehakt in
einer schmissigen
Revueereihe (»Sei hier**

Gast!«) aus »The Beauty and the Beast« zu tanzen. Ich höre ihn raffeln und schnaufen, und er schafft es gerade so zu mir an den Vorhang, als das Vorspiel unserer Nummer beginnt. Doch plötzlich höre ich einen Fluch, ich drehe mich um und sehe im Dunkel nur seine Augen, groß wie Tennisbälle: »O my god, my shoes!« Smoking und Hemd

**hat er geschafft, aber die
Schuhe hat er vergessen.
Hinter mir steht ein
vollendeter Gentleman. In
Jesuslatschen! Das alles
wäre schon schlimm, aber
diese Nummer ist eine, in
der wir unsere Beine im
großen Halbkreis
herumschmeißen müssen.
Ich breche sofort
zusammen. David muss
mich mehr oder weniger ins**

Bühnenlicht schleifen, ich bekomme vor lauter Lachen kaum noch Luft zum Singen. Jedes Mal, wenn ich mich wieder halbwegs gefasst habe, muss David seine halbnackten Füße wieder im großen Bogen hochwerfen. Wenigstens hat er schwarze Füße. Sieht ganz hinten bestimmt schon wieder aus wie richtige Schuhe.

Zum Ausgleich für mein albernes Gackern bin ich beim nächsten Mal dran mit der Kostümpanne.

Irgendwie habe ich meinen Petticoat nicht richtig festgemacht, und als mein Partner mich bei einer wilden Rock-'n'-Roll-Nummer herumwirbelt, kurz auf den Boden tippen lässt, um mich gleich wieder in die Luft zu heben,

bleibt der Petticoat auf dem Boden stehen, und mein Tanzpartner hebt mich schwungvoll im Unterzeug aus dem Rock. Aber hey, die Musik spielt. Also tanze ich im schlaffen Rock weiter, während der Petticoat einsam und ratlos zwischen den Tänzern steht wie ein vergessener Lampenschirm.

Kleiner Tipp! Falls Sie nach einer durchzechten

**Nacht oder im
Drogenrausch mal unsicher
sind, ob Sie sich im
wirklichen Leben befinden
oder in einer Musicalshow:
Im wirklichen Leben holen
Gentlemen sich ihre
vergessenen Schuhe, bevor
sie die große Ronde tanzen.
Im wirklichen Leben
steigen junge Frauen
wieder zurück in ihren
Petticoat, wenn er ihnen**

**beim Tanzen abhandenkam.
Nur auf der Bühne einer
Musicalshow geht alles
weiter, als wäre nichts
passiert. Menschen
verlieren Haarteile oder
ganze Kleidungsstücke und
tun so, als sei alles wie
immer! Seien Sie also froh,
dass Sie Ihr Leben nicht vor
einem Orchestergraben
verbringen, wo der Dirigent
gnadenlos den Takt**

weitertreibt.

**Am schlimmsten aber sind
die Freilichtbühnen.**

**Zwischen ein paar Felsen
gebaute Bühnen, hinter
denen man im Dunkel
schon gleich gar nicht
erkennen kann, ob es sich
um einen regulären
Bühnenzugang oder nur
einen Kaninchenpfad
handelt. In Bad Bentheim
wuchert außerdem noch so**

**viel Gebüsch links und
rechts der Bühne, dass ich
mich beim Auftritt zu
»Don't cry for me
Argentina!« völlig verlaufe.
Die Streicher streichen
schon sehnsuchtsvoll in den
offenen Himmel über Bad
Bentheim, und ich wühle
mich immer noch durch
irgendein Gebüsch. Als ich
dran bin, springe ich
hektisch durch den Liguster**

**und fange an, mit großer
»Evita«-Gebärde zu singen.
Der Spotscheinwerfer sucht
auf der Bühne herum, aber
da bin ich nicht. Wie das
Suchlicht eines
Polizeihubschraubers
funzelt er durch die
Gegend, denn von irgendwo
her muss die Stimme ja
kommen! Endlich findet er
mich. Ich stehe, zerrupft
wie Ronja Räubertochter,**

**irgendwo auf einer Wiese
zwanzig Meter abseits der
Bühne und bitte
Argentinien flehentlich,
nicht um mich zu weinen.
Die Musik rumpelt vor
Schreck, die Bläser können
vor Zwerchfellbeben nicht
mehr richtig blasen.**

**Klar bin ich beim
nächsten Mal vorsichtiger
und bleibe in der Nähe der
Bühne, aber diesmal**

**kommen mir die gewaltigen
Wurzeln in die Quere, die
die Bäume hier mangels
Erdreich über die Steine
wachsen lassen. Das
Ergebnis ist diesmal ein
veritabler Bänderriss. Evita
wird in dieser Saison fortan
in Turnschuhen und mit
Krücken auftreten.
Sozusagen hohe Gefühle auf
flachen Sohlen. There's no
business like show-**

business!

Eine Nacht im Russenpuff

**In diesem ramponierten
Zustand treffe ich daheim
Joachim Siebenschuh, bei
dem ich im Frühjahr noch
in Basel »Der nackte
Wahnsinn« gespielt habe.
»Ich hätte eine Rolle für**

dich, die du zur Not auch hinkend spielen kannst«, meint er, »aber ich weiß gar nicht, ob ich sie dir anbieten soll. Es ist nur eine winzige Nebenrolle.« Allerdings neben der famosen Annekathrin Bürger. Es geht um »Charleys Tante« und ich soll ihre Ziehtochter spielen. Okay, ich bin noch in einem Alter, in dem ich

**Töchter darstellen kann.
Die »falsche« Tante soll ein
Schauspieler namens Tom
Pauls spielen, ein Name,
den ich natürlich längst im
Zusammenhang mit dem
Dresdner »Zwinger-Trio«
gehört habe.**

**Und ich war sehr
gespannt auf ihn. Zur
ersten Lesung des
Textbuches komme ich
etwas zu spät, weil**

**Schienenenersatzverkehr war.
Ich platze also sehr, sehr
freundlich in die Runde,
grüße alle mit einem
herzlichen »Hallihallo!«
und entschuldige mich für
meine kleine Verspätung –
und was macht dieser Tom
Pauls? Dreht mir die ganze
Lesung über den Rücken
zu! Weil er meinen Auftritt
unmöglich fand. Macht
mich sogar nach, wie ich**

**alle grüße und mich
entschuldige! So nach dem
Motto: »Was ist das denn
für eine ... na ja, vom
Musical ...« Mmmh. Na gut.
Man kann ja nichts für
seinen ersten Eindruck.
Werden wir eben keine
Freunde!**

**Ein paar Tage später ist
mir klar: Dieser Tom Pauls
ist umwerfend! Ein
Erzkomödiant! Wir**

verstehen uns bestens. Und Tom hat auch bald eine Idee, was wir nach »Charleys Tante« machen sollten. Eine kleine, humoristische Revue namens »Schwarze Augen – Eine Nacht im Russenpuff«. Mit Tom Pauls als russischem Zuhälter. Mit Holger Böhme als Regisseur und Detlef Rothe als musikalischem Begleiter.

**Und mit mir in sieben – na
ja, sagen wir mal –
Damenrollen. Eine
Superidee! Tom kann
seinem Affen richtig Zucker
geben als sentimentaler,
versoffener Puffbetreiber,
und ich kann meine in
Dutzenden Musicals
erprobte
Wandlungsfähigkeit unter
Beweis stellen. Als ich
allerdings nach der**

**Generalprobe zur
Auswertung komme,
herrscht allgemeines
Schweigen. Ich möchte die
gedrückte Stimmung etwas
auflockern und frage
Bambi, Toms Leib-und-
Magen-Techniker, wie er
das Stück fand. Bambi ist
uns wohlgesonnen, er wird
schon ein paar »schöne
Stellen« entdeckt haben.**

»Ehrlich gesagt«, meint er

**gedehnt, »ich habe mich
streckenweise sehr
gelangweilt.« Sehr
gelangweilt, aha. Also nicht
nur hier und da ein paar
flaue Ecken, sondern
richtig schön langweilig.
Gemacht von Leuten, die
was von Langeweile
verstehen.**

**Das heißt, das Stück, an
dem wir uns eben eine
Stunde lang abgehampelt**

**haben, zieht ihm
zuverlässig die Augen zu.
Wahrscheinlich hat er sich
mit Schlägen ins Gesicht
wach zu halten versucht,
um nicht mit schlaffen
Wangen auf dem Mischpult
einzuschlafen. Wir sind ein
bisschen verwirrt, denn auf
Bambis Geschmack ist
einiges zu halten. Der Mann
ist ein Urgestein und war
lange Zeit immerhin**

**Technischer Leiter des
Dresdner Staatsschauspiels.
Tom überlegt eine Weile,
wie er sich zu dieser
Bewertung verhalten soll,
findet dann aber einen
Ausweg. »Na ja«, räuspert
er sich von jeder
Verantwortung frei. »Es ist
DEIN Abend, Katrin. Wir
unterstützen dich ja nur!«
Ich biete Tom an, mich
krankschreiben zu lassen,**

**ich bin ja immer noch und
grundsätzlich
stimmversehrt, kann also
jederzeit meinen
Stimmversehrtenausweis
hochhalten. Aber Tom ist
dagegen. Premiere absagen,
das geht nicht. Außerdem
sei ja bekannt, dass auf eine
miese Generalprobe eine
fulminante Premiere folge.
Altes Theatergesetz! Ich
höre ihn später leise beten.**

Wir spielen also wie die Teufel, als »Schwarze Augen – eine Nacht im Russenpuff« Premiere hat. Tom improvisiert herrlich und zieht das Publikum auf, aber irgendwie springt der Funke nicht über. »Mit ganz heißer Nadel gestrickt!«, meint ein Kollege danach auf der Premierenfeier, und als ich was dazu sagen will, unterbricht er mich noch

einmal: »Mit ganz, ganz heißer Nadel gestrickt.« Ich sage lieber nichts mehr. Am nächsten Morgen will ich gar nicht die Zeitungen auseinanderfalten.

Wahrscheinlich werden wir darin nach Strich und Faden zusammengefaltet! Aber nein. Die Presse ist eher moderat, wenn auch nicht euphorisch. Wir beschließen, zur zweiten

**Vorstellung noch schnell
das eine oder andere zu
ändern, aber diesmal
versauen wir es wirklich.
Die zweite Vorstellung wird
ein UHU. Eine Vorstellung
»unter hundert«
Zuschauern. Unten im
Dunkel des
Zuschauerraums bleibt es
quälend ruhig. Einmal
glaube ich so etwas wie
einen Lacher zu hören, aber**

es war dann doch nur ein Niesen. Am Ende gibt es einen kurzen Applaus, aber es ist nicht ganz klar, ob das Klatschgeräusch nicht doch eher von den vielen Schulterklopfen rührt, mit dem die Frauen ihre Männer wecken. Still geht das Publikum auseinander.

Niemand hätte damals auch nur einen Cent auf dieses Stück gewettet! Aber

Totgesagte leben länger!
»Schwarze Augen – Eine
Nacht im Russenpuff« läuft
jetzt schon siebzehn Jahre,
wahrscheinlich, weil es
wirklich ein bisschen
improvisiert und auch ein
bisschen »albern« ist und
der Mensch ab und zu so
etwas braucht. Aber vor
allem läuft »Schwarze
Augen«, weil wir mit der
heißen Nadel unverdrossen

weitergestrickt haben. Tom fummelt noch ein paar Sketche dazu, ich verulke ein paar Evergreens, und schon hat das verfluchte Ding ein paar Löcher weniger. Eigentlich kann man sich »Schwarze Augen« jedes Jahr neu ansehen, weil immer noch was dazukommt.

Das Entscheidene für mich an diesem Stück ist

**aber, dass ich hier das erste
Mal ganz bewusst als Rolle
das bin, was ich fortan sein
werde. Eine Femme fatale,
aber leicht neben der Spur.**

Und etwas hysterisch.

Etwas.

**Natürlich nur, wenn es
der Anlass hergibt.**

**Zum Beispiel bei Staus. Ich
verstehe gar nicht, wie man
Staus HINNEHMEN!!! kann.**

**Es gibt ja diese völlig
abgestumpften, gegenüber
Zeit und Verantwortung
völlig unsensiblen
Menschen, die dann den
Sitz zurückschieben, sich
eins pfeifen und ein
bisschen übers Feld gucken
und das, obwohl STAU!!!!!!
ist. So bin ich nicht. Ich
reagiere angemessen
klaustrophobisch. STAU ist
bei mir nur ein anderes**

Wort für PANIK.

So auch, als ich mit Matthias zur Vorstellung von »Schwarze Augen« von Leipzig nach Weinböhla fahren will. Eigentlich keine Strecke. Doch schon nach fünf Kilometern blinken uns die Warnleuchten der vorausfahrenden Fahrzeuge an. Ich beginne sofort mit meinen Atemübungen!

**Mache also ganz
konzentriert auf
Entspannung mit allerlei
»Huuuu!« und »Fffffff!«.
Das hilft normalerweise ein
bisschen. Doch als ich nach
zehn Minuten sehe, wie vor
uns Leute aus den Autos
aussteigen, verwandelt sich
mein bewusst meditatives
Durch-die-Nase-Luft-Holen
in Schnappatmung! Die
können doch nicht**

**aussteigen! Wo es jeden
Moment weitergehen kann!
Soll das etwa heißen, dass
hier auf lange Sicht alles
steht? O mein Gott, ich
muss mich ablenken! Ich
krame den Autoatlas
hervor, um alle
Umgehungsrouten von hier
bis Bautzen zu ventilieren.
Ich frage Matthias, warum
wir nicht über Grimma,
über Oschatz oder über**

**Berlin nach Weinböhla
gefahren sind. Ich verfluche
den fehlenden dreispurigen
Ausbau der A 14. Ich
verfluche den
Transitverkehr. Ich
verfluche die Leitplanken
auf dem Mittelstreifen der
Autobahn, die ein Wenden
unmöglich machen. Ich
frage, warum heute
eigentlich jeder ein Auto
haben will. Ich behaupte,**

**dass es früher auch ohne
Auto ging und dass wir alle
glücklicher waren. Ich
weise Matthias darauf hin,
dass es in der Spur neben
uns voranzugehen scheint.
Als er hinüberwechselt und
plötzlich unsere alte Spur
an uns vorüberrollt, fordere
ich ihn auf, mir nicht
immer so sklavisch zu
gehorschen, sondern auch
mal selber zu entscheiden!**

Ich beginne, das Auto aufzuräumen. Mir fällt auf, dass Matthias' Haare heute nicht richtig liegen. Mir fällt auf, dass mein rechter und mein linker Ringfinger unterschiedlich lang sind. Ich frage Matthias, ob das was Krankhaftes sein könnte. So vergehen Stunden, während deren Matthias ungerührt langsam mit dem Auto

**voranruckt, schließlich
von der Autobahn abfährt –
wie alle! – und irgendeine
dann natürlich ebenfalls
verstopfte Landstraße
entlangzuckt. Als sich
abzeichnet, dass wir es doch
noch zur Vorstellung
schaffen könnten, wage ich
es, meine Gedanken auf die
Vorstellung auszurichten,
und beschließe, der
Maskenbildnerin schon**

**etwas Arbeit abzunehmen.
Ich fingere nervös mein
Schminktäschchen hervor
und beginne, mein Gesicht
zu pinseln, nur mit diesem
winzigen Spiegel zur
Kontrolle. Was ich in
meiner panischen
Flutterhaftigkeit nicht
mitbekomme, ist, dass ich
nur Camouflage auftrage,
eine Art hellbeige
Abtönpaste, mit der man**

**eigentlich nur Pickel
abdeckt. Als der Wagen zum
gefühlte tausendsten Mal
zum Stehen kommt, und ich
mir fast den Pinsel in die
Nase gestochen hätte,
schreie ich auf, blicke
Matthias erregt an und rufe
mit großer divenhafter
Bekennergeste: »Wie ich
hier die Nerven bewahre
...!«**

Ebenso gut hätte Harald

**Juhnke seinerzeit lallen
können: »Wie ich hier
dauernd nüchtern bleibe
...!« Aber ich sehe schon an
Matthias' entsetztem
Gesicht, dass er nicht nur
über diese irre
Selbsteinschätzung
erschrocken ist. Ein
schneller Kontrollblick in
den Rückspiegel zeigt mir,
dass ich mich mit der
ungeeigneten Abtönpaste**

**wie eine wahnsinnige
Geisha oder zu einem
leberkranken Clown
geschminkt habe. Mein
Gesicht sieht aus wie Teig
mit Augen! Ich sehe wieder
zu Matthias, der weiß, was
jetzt von ihm gefordert ist:
Nicht, niemals und unter
keinen Umständen
loszulachen! Ich sehe das
Weiße in seinen Fingern,
die sich um das Lenkrad**

**krallen. Ich sehe die
zusammengekniffenen
Knie, die eingezogenen
Wangen (wahrscheinlich
beißt er sich auf die Zunge)
und den starren Blick
geradeaus. Ich kann sehen,
wie er an Beerdigungen,
Bürgerkriege, Katastrophen
denkt, um nicht zu lachen.
Aber ewig wird er sich
angesichts der
elfenbeinfarben**

geschminkten

»Nervenbewahrerin« neben ihm das Lachen nicht verkneifen können. Ich muss ihn erlösen, sonst platzt ihm noch eine Ader. Also lasse ich ein kleines verdutztes Glückslachen aus meinem Hals hervorplatzen, als gnädige Erlaubnis, dass er jetzt auch losprusten darf.

Aber nur, weil er sich erst

**mal zusammengerissen hat.
Sonst gäbe es das nicht!**

**Wir kommen noch
rechtzeitig nach Weinböhla,
und ich kann mein bleiches
Antlitz vor der Vorstellung
renovieren. Aber noch mal
passiert mir so was nicht.
Seitdem setze ich mich nur
noch vorgründiert ins Auto.
Es ist ebenso immer besser,
vorgründiert aus dem Haus
zu gehen. Man kann ja auch**

**mal einen Unfall haben,
und ich möchte keinesfalls
ohne ausreichende
Grundierung durch einen
»Brisant«-Beitrag
geschoben werden!**

**»Hammor nich'n
scheen' Beruf?«**

**Eines Tages trifft Tom
Pauls auf Bernd-Lutz Lange,
den legendären
Mitbegründer des Kabarett
»academixer«, der gerade
für den MDR an einer
Sketch-Serie mit dem Titel**

**»Leute gibt's« mitschreibt.
Man sucht noch eine Frau,
die ein bisschen komisch
und ein bisschen erotisch
ist. Tom Pauls' Antwort hat
nur zwei Worte, aber ich
persönlich finde sie
ausreichend. Denn das erste
Wort ist »Katrin« und das
zweite »Weber«. Den Namen
hätte er noch nie gehört,
sagt Bernd-Lutz, und selbst
wenn, hätte er ihn sich wohl**

nicht merken können. Alle heißen doch Katrin Weber.

Aber er wird sich wundern. Schon beim ersten Händeschütteln müssen wir grinsen und Bernd-Lutz muss lernen, was alle lernen mussten, nämlich, dass eine komische Diva nicht nur komisch ist, wenn der Regisseur »Bitte!« sagt, sondern durchgehend,

**selbst wenn sie wütend ist.
Vierundzwanzig Stunden
am Tag, sieben Tage in der
Woche. Hinzu kommt, dass
die Arbeitsbedingungen
beim Fernsehen andere
sind als beim Theater. Bei
einem Sketch, in dem ich
eine Dame auf
Partnersuche bin, sitzen
Bernd-Lutz und ich im Café
und stoßen mit echtem
Prosecco an. Das ist ja nun**

fahrlässig. Ich mit meiner Sensibilität gegenüber Alkohol, die ich schon beschwipst bin, wenn ich nur an einem Rumtöpfchen vorbeigehe! Natürlich ist der Regisseur mit der ersten Variante nicht zufrieden. Also wird alles wieder auf Anfang gesetzt und die Gläser nachgefüllt. Mit der zweiten Variante ist er natürlich auch nicht

**zufrieden. Auch mit der
dritten nicht. Mal gibt es
ein Problemchen mit dem
Ton. Oder es fällt ein
Schatten falsch. Oder
draußen hupt ein Auto.
Oder jemand lief durchs
Bild. Sie brauchen die
Wiederholungen nicht
mitzuzählen. Wichtig ist
nur, dass Sie wissen, dass
jedes Mal der Prosecco
wieder bis zum Rand**

**aufgefüllt wird. Und dass es
warm ist. Sehr warm. Ist ja
Sommer. Hitze und Alkohol,
das wirkt bei mir wie, nun
ja, Hitze und Alkohol. Ich
benetze wirklich nur meine
Lippen mit dem Prosecco,
aber spätestens ab dem
dritten und vierten
»Prösterchen« merke ich,
wie eine gewisse spitze
Heiterkeit in mir aufsteigt,
die sich auf den Bärn-Luss**

**Lange vor mir
konzentriert. ... diesor
ausgefuxe Profi-
Kabbarettizist illert nämlich
dauorn undor seine
Serfiette, wo soooooon
Zseddelchen mit dem sein
Text iss. Könnsch mich
bepullorn, Brosd! Ping
stoßen unsere Gläser
zusammen! Oh, jetzt is was
übergeschwappt ... hihihi ...
»So, wir machen jetzt eine**

Pause! Geben Sie der Frau Weber mal einen Kaffee!«, unterbricht der Regisseur. Was hatt er denn nur? Darf ein Mensch denn nicht mal mehr überschwappen? Außerdem hat der Bärn-Luss Lange als Erster angefangen zu lachen.

Na gut, ist ja klar, niemand will Sketche sehen, in denen die Protagonisten

**schon anfangen, sich unter
Kichern zu krümmen wenn
sie sich nur sehen, und vor
Lachanfällen ihren Text
nicht mehr rausbringen.
Der Zweck eines lustigen
Sketches ist die
Erheiterung des Zuschauers
und nicht die des
Kabarettisten! Aber nach
einem halben Dutzend
Drehtagen mit mir hat sich
das erprobte Team der**

**Humorarbeiter in eine
Bande alberner
Schuljungen verwandelt. Zu
meiner Überraschung
funktioniert dieser Effekt
sogar, wenn ich gar nicht
mitspiele. In einer
Einstellung sitzt nämlich
schon vorsichtshalber die
Regieassistentin dem
Bernd-Lutz gegenüber,
während dieser seinen Text
sprechen muss. Aber es**

hilft nichts. Die bloße Vorstellung, dass ich da sitzen könnte, prustet ihm schon aus der Nase heraus. Der Regisseur dreht sich dann auch zu mir um, die ich, wenn auch grinsend, aber völlig unbeteiligt im hintersten Teil des Raumes stehe.

»So! Katrin Weber verlässt jetzt bitte mal das Set!«

Ich glaube, ich höre nicht richtig, aber der Regisseur weist mit der Hand vor die Tür. Es hat sich nichts, aber auch gar nichts geändert in den letzten dreißig Jahren! Andere lachen und ICH werde verbannt! Ich warte nur noch drauf, dass er sich mein Muttiheft geben lässt und mit hassverzerrten Kulikrakeln hineinschreibt: »Katrin störte heute die

**Fernsehaufzeichnung von
›Leute gibt's!‹ des
Mitteldeutschen
Rundfunks.« Also gehe ich
beleidigt nach draußen und
harre dort der Dinge. Eine
erwachsene Frau – vor die
Tür gestellt.**

**Bernd-Lutz, der sich
mittlerweile meinen Namen
gemerkt hat, sieht das
naturgemäß anders als die
Regisseure, die immer nur**

**fertig werden und ihre
Einstellungen im Kasten
haben wollen.**

**Wenn er schon lachen
muss, bloß, weil ich
irgendwo rumstehe, wie
würde es dann erst den
Zuschauern im
»academixer«-Keller gehen?**

**»Pass mal auf, Katrin«,
sagt er, »Wir müssen mal
was zusammen machen!«**

Wir müssen mal was

zusammen machen. Das sagt im Showbusiness quasi jeder, der mal mit dir nach einem erfolgreichen Abend in der Kantine sitzt. Das heißt oft gar nichts – oder was ganz anderes! Aber Bernd-Lutz ist eine seltene Mischung aus Witz und Ernsthaftigkeit, und deswegen heißt das bei ihm: Ich schreibe uns mal ein Programm. Und weil Bernd-

Lutz auch noch treu und redlich ist, schreibt er das Programm erst 2004, weil er bis dahin noch mit Gunter Böhnke Spaß machen will und es so verabredet hat.

Das Programm, mit dem Bernd-Lutz Lange und ich schließlich auftreten, heißt »Das wird nie was!« und hat ein paar prächtige

Nummern wie zum Beispiel die Dalida-Parodie »Er war gerade achtzig Jahr« und das Dresden-Lied (»Ich merk zu spät, ich bin im Westen und nicht in Dresden!«), aber neben vielen anderen auch einen Sketch, in dem es – eingedenk der oben gemachten Erfahrungen mit dem Prosecco – gleich gar nichts mehr zu trinken gibt.

Wir spielen ein älteres Ehepaar in einem Café, essen Apfelkuchen und trinken dazu schlückchenweise den nicht vorhandenen Kaffee. Nicht vorhandenen Kaffee schlückchenweise zu trinken ist in etwa das Komplizierteste, was es gibt. Keinesfalls darf man dabei schlückchenweise Luft einschlürfen, so wie

**ich es mache. Denn nach
zwei Dutzend Mal Trinken
hat man vierundzwanzig
Schluckchen Luft im Bauch.
Und ich kann Ihnen sagen:
Luft findet ihren Weg. In
der Szene muss ich mitten
in der großen Ehe-
Langeweile einen Anruf auf
meinem Handy
entgegennehmen. Ich
krame also das Handy raus
und hebe an, um sehr**

**aufgeräumt »Ach, Sabine!«
zu sagen. Für die
vierundzwanzig
Schluckchen Luft in
meinem Bauch ist das
Formulieren der Lautfolge
»Ach, Sabine!« aber etwa
so, als würde jemand mit
einem Mal die Magenpforte
öffnen und »Alle raus hier!«
brüllen.**

**Stellen Sie sich einfach
vor, Sie sitzen in einem**

**kleinen, gemütlichen Café,
und am Tisch neben Ihnen
sitzt eine Dame, die nach
ein paar Minütchen Stille
sehr graziös mit ihren
perfekt manikürten Fingern
ihr Handy rausholt und
dann so herzhaft
hineinrülpsst wie unser
seliger Luther nach einem
Kessel Erbsenspeck.**

**Das Nächste, was ich sehe,
ist, wie sich Bernd-Lutz die**

**Brille putzt. Und das will
was heißen, wenn dem
Bernd-Lutz die Augen
feucht werden. Das ist wie
ein Tusch und eine
Auszeichnung zugleich!
Und ich denke, ach, ist das
schön, jetzt machste die
Menschen endlich mal
glücklich mit deinen
Ungeschicklichkeiten!**

**Weil es so schön ist und
wir so viel Erfolg damit**

**haben und wir außerdem
entdecken, dass wir beide
so ein bisschen aus
derselben Ecke kommen –
Bernd-Lutz aus Zwickau
und ich aus Plauen –,
machen wir noch ein
zweites Programm »Weber
– Lange – ganz persönlich«
mit mehr privaten
Erinnerungen. Fünf Jahre
sind wir damit unterwegs.
Fünf Jahre, in denen Bernd-**

**Lutz mir immer wieder mal
den typischen
Gesinnungswandel eines
echten, altgedienten
Humorarbeiters vorführt,
wenn er vor der Vorstellung
ins Auto späht und seufzt:
»Och, isch hab heut mal
keene Lust!«, um sich
nach der Vorstellung
quietschvergnügt im Auto
nach mir umzudrehen und
festzustellen: »Hammor**

**nich'n scheen' Beruf,
Katrin?«**

**Aber irgendwann kommt
der Tag, an dem Bernd-Lutz
möchte, dass ich den
scheen' Beruf allein
ausübe. Er sagt: »Jetzt
machste mal ein eigenes
Programm.« Das ist ein
ganz befremdlicher
Gedanke. Ich bin eine
Mitspielerin. Ich brauche**

**immer eine helfende Hand,
jemanden, der mir den
Einsatz vorgibt. Oder mir
auch mal über eine Lücke
hilft. Bernd-Lutz war mein
Stab, mein Stecken oder -
um es in den Worten der
kleinen Katrin im
heimischen
Siedlungsgarten
auszudrücken – mein Zaun.
Bernd-Lutz ist ja vom
Charakter her eher so ein**

**Swingmusiker und ein
Meister der Improvisation.
Niemand konnte so lässig
über meine Fehler
hinweggehen. Warum tut er
das? Das ist ja fast so wie
am Wegesrand sitzen
bleiben und mit schwacher
Stimme rufen: »Lass mich!
Du musst jetzt allein
weitergehen!«**

**Schon bei »Das wird nie
was!« hatte er solche Ideen.**

**Da sollte ich selbst eine
Büttenrede schreiben. Ich
und schreiben. Als Sängerin
nimmt man ein Blatt zur
Hand, schaut sich Text und
Noten an, rümpft die
Sängerinnennase und denkt
sich, na ja, mal sehen. Man
ist nicht schuld. Wenn es
beim Publikum nicht
ankommt, war es das doofe
Lied von diesem doofen
Komponisten. Und wenn es**

ein Kracher wird, dann heftet man sich das selbst ans Revers. Eine tolle Interpretation. Wie ich aus diesem banalen Schlager den Hit herausgesungen habe. Aber wenn man Selbstgeschriebenes vorträgt, dann gibt es keine Ausreden mehr. Sehr unkomfortabel.

»Mach dich nicht verrückt«, sagt Bernd-Lutz.

»Du nimmst einfach ein paar tolle Gesangsnummern und baust eine kleine Rahmenhandlung dazu.«

Also nehme ich ein paar Songs, von denen ich weiß, dass sie mir wie angegossen sitzen, und bitte Heiko Lippmann, mich bei Bedarf zu begleiten. Das Programm heißt »Solo«, denn nun bin ich ja das erste Mal in meinem Leben

Alleindarstellerin.

Nicht, dass ich damit schon auf große Tournee gehen würde, aber wenigstens habe ich jetzt ein kleines Programm für kleine Anlässe. Falls mal einer fragt, sozusagen. Und es fragt jemand.

Franziska Ploetz, die Tochter meiner ehemaligen Gesangslehrerin Elisabeth Wilke, die das Gerhart-

**Hauptmann-Haus auf
Hiddensee leitet, lädt mich
ein. Da stehe ich dann mit
ziemlich kalten Füßen,
denn auf Hiddensee kurt ja
die Crème de la Crème der
Kulturszene. Aber dann!
Alles tobt! Die Zuschauer
sind völlig aus dem Gerhart-
Hauptmann-Häuschen!
Rasender Applaus! Nur eine
Frau ganz vorn im
Publikum bleibt ernst.**

Vielleicht war sie aber auch gerade bei einer Botox-Behandlung und konnte sich nur nach innen freuen!

Unter den Gästen sind auch Christian Becher vom »academixer« und Arnulf Eichhorn, der Chef der Leipziger Lachmesse.

Christian Becher meint:

»Das musst du unbedingt in Leipzig aufführen!«

Kabarett gäbe es ja massig

in Leipzig, »aber diese Mischung, die du machst, eben noch nicht«.

Und so gerät mein erstes kleines »Solo«-Programm auf eine Art kabarettistisches Förderband. Christian Becher meint nur trocken: »Ich mach dir mal paar Termine im ›academixer‹-Keller.« Und Arnulf Eichhorn, der damalige

**Chef der »Lachmesse« sagt:
»Ich trage dich mit deinem
Programm für die
diesjährige Lachmesse ein,
okay?« Ich kann immer nur
nicken und den Kalender
zücken. Später, während
der »Lachmesse«, kommt er
noch mal und sagt: »Du bist
übrigens nominiert für den
Thüringer Kleinkunstpreis!
Musste jetzt aber auch
hinfahren!«**

**Ich fahre hin, und ich
bekomme ihn auch noch. So
nominiert und prämiert
kann ich das Gefühl nun
doch nicht mehr
verdrängen, dass ich damit
aufrechten Hauptes
herumtingeln kann! Und
ich stehe da und denke: Das
ist doch der Wahnsinn!
Früher, als ich mich sonst
wo beworben habe und
vorsingen fuhr, wollte mich**

kein Mensch, und jetzt, wo ich mit nichts als meiner ungewollten Komik auf der Bühne stehe, reißt sich die halbe Welt um mich! Gut, dass ich aufgegeben habe, mich zu bewerben! Nachher hätte mich doch noch einer genommen, und dann wäre ich niemals die Katrin Weber geworden, sondern nur eine wunderliche Alte! Das soll mein Rat für die

**von den ganzen
Castingshows verunsicherte
Jugend sein! Seid nicht
traurig, wenn ihr mal
irgendwo abgelehnt werdet!
Vielleicht will euch das
Schicksal nur für etwas
noch viel, viel Schöneres
aufbewahren!**

**Aber um mit meinem
»Solo«-Programm auftreten
zu können, muss ich Heiko**

**Lippmann ersetzen, der
längst nach Hamburg in die
große weite Musicalwelt
gegangen ist, und für mich
nur noch in
Ausnahmefällen zur
Verfügung stehen kann. Im
»academixer«-Keller spielt
das Rainer-Vothel-Trio, dem
der Namenspatron am Piano
vorsitzt. Den frage ich mal.
Wir haben noch keine
fünfzehn Minuten**

miteinander geprobt, als ich schon weiß, wie meine Rahmenhandlung fortan aussehen wird. Schon wie der Rainer Vothel dasitzt. Wie er unerschütterlich seine Noten herunterspielt. Während ich hier vorn nervös im Bühnenlicht agiere. Das Phlegma trifft auf die Neurose. Was für ein komödiantischer Glücksfall! Von nun an wird

**mein persönlicher
Chansonabend darin
bestehen, dass ich Rainer
Vothel unentwegt wegen
seines stoischen
Künstlertums aufziehe und
belehre in der Art, er denke
wohl, er sei Wunder was für
ein Komponist! Träumt
von minimalistischer
Experimental-Pianistik!
»Goldenes Herbstblatt / Im
Frühling / Fallend!« Ich**

**spotte, was das Zeug hält.
Der Rainer erträgt es wie
ein Mann, und ich denke
manchmal, wie gut das tut.
Vielleicht sollte man hin
und wieder Männer dafür
buchen, dass man sie in
aller Öffentlichkeit
ungestört herunterputzen
kann. Aber das gibt es ja
schon: Es heißt Ehe!**

Mein zweites Solo beim

**Fernsehen wartet auf mich
am Set der MDR-Sketch-
Serie »Bis der Arzt kommt«.
Und mal wieder in einer
sehr typischen Situation.
Zwar muss ich nicht das Set
verlassen, aber ich habe
während des Drehs auf
Befehl des Kameramanns
an seiner Seite Platz zu
nehmen, weil ich wieder
mal alle abgelenkt haben
soll. Als wenn alle**

**Menschen Weberknechte
wären und keinen eigenen
Willen hätten. Die müssen
doch nicht lachen, oder?
Dort findet mich Martina
Körbler, die MDR-
Redakteurin aus der
Abteilung journalistische
Unterhaltung, der ich so
viel verdanke, dass ich
diesem Buch ein extra Heft
beilegen müsste, und fragt
mich, ob ich nicht Lust**

**hätte, mal einen ganzen
Abend, den »Langen
Samstag« oder die »Hits mit
Witz« zu moderieren.**

**»Allein?«, frage ich. »Nein«,
meint Martina lächelnd,
»natürlich nicht allein.« Ich
will schon erleichtert
ausatmen, als sie fortfährt:
»Du sollst in einer
Doppelrolle auftreten.«
Einmal als Katrin Weber,
die bekannte Entertainerin,**

und einmal als Denise, die strähnchenblondierte Tussi aus der Garderobe, die unentwegt Kaugummi katscht, alles besser weiß und Katrin Weber einfach nur von gestern findet.

Na, das ist doch mal ein Angebot!

Ich finde mich ja sowieso von morgens bis abends peinlich, das brauch ich nicht zu spielen. Sagen wir

mal so: Mit Denise, also mit mir selbst in einer Doppelrolle, bekommen meine Selbstzweifel endlich einen Namen. Meine Denise erinnert mich außerdem stark an die Doppelbesetzungen meiner frühen Jahre, als immer noch jemand dazugebucht wurde, falls ich mal wieder irgendwo herunterfalle oder anderweitig ausfalle.

Die Kleine ist nämlich der Auffassung, dass SIE demnächst der wahre Star des Abends sein wird, weil sie dem Produktionsleiter schöne Augen gemacht hat. Denise ist eher so die »Tschitschibum tschitschitbum – alles dreht sich nach mir um!«. Der Produktionsleiter hat ihr auch schon angedeutet, dass er große Dinge mit ihr

**vorhat. Alles klar. Meine
liebe Denise! Lass dir raten!
Sex ist eine scharfe Waffe,
die sofort stumpf wird,
wenn man sie einsetzt. Und
so blieb sie auch nicht
lange auf der Bildfläche.**

**Aber Denise hat unter den
Zuschauern einen Fan, den
ich noch nicht kenn'. Der
greift eines Tages zum
Telefon, und schon habe ich
eine Nachricht auf meinem**

**Anrufbeantworter. Ein
Musiker aus Leipzig, dessen
Namen ich leider nicht
verstehen kann, bittet um
Rückruf. Er hätte da so ein
paar Ideen zu Songs und
vielleicht könne man ja
zusammen ... und er duzt
mich auch gleich mal, weil
wir ja ungefähr ein Alter
hätten. Mmmh. Das ist mir
ja einer. Was mache ich
denn mit dem? Ich**

**bekomme ja hin und wieder
Noten und Songs
zugeschickt. Aber das ist
immer schwierig für so
einen komplizierten und im
Grunde seines Herzens
scheuen Menschen wie
mich. Erst mal muss man
sich mit ihm treffen, und
dann ist er vielleicht ein
unsympathischer
Kettenraucher mit einem
nikotingelben**

**Oberlippenbart oder
schlimmer noch, vielleicht
ist er sympathisch, aber die
Lieder sind nicht so doll,
also eher schlecht bis
grauenhaft. Und dann muss
man dem irgendwie
absagen, und seine Worte
wählen, und Worte wählen,
da bin ich nicht so gut drin,
wenn ich ehrlich sein soll.
Womöglich wähle ich dann
die falschen Worte, und er**

**springt auf, rafft sein
Notenbündel, sein
Lebenswerk, und rennt raus
und erzählt allen, was für
eine blöde Kuh ich bin.**

**Also, was mache ich? Ich
ignoriere die Nachricht. Ich
ignoriere sie, und wenn die
Nachricht alt und kalt
geworden ist, dann lösche
ich sie. Versehentlich
natürlich.**

Das alles beichte ich

**Rainer Vothel auf der
Autofahrt zu einem unserer
gemeinsamen Auftritte.
Aber Rainer Vothel wird
plötzlich hellhörig. Ich solle
doch mal zurückrufen und
wenigstens herausfinden,
wer das ist. Er lässt nicht
locker aus reiner Neugier.
Rainer will nämlich wissen,
ob er den Musiker kennt,
weil sich Musiker aus
Leipzig ja alle**

**untereinander kennen
müssen. Na klar! Weil der
Herr Vothel seinen
Bekanntenkreis testen will,
soll ich mich jetzt dem
Mann offenbaren, der mich
sofort duzt?! Wer weiß, was
das für ein Typ ist? Aber
meinetwegen, ich mach das,
damit Rainer endlich Ruhe
gibt.**

**Ich rufe also vorsichtig
zurück, und höre am**

**anderen Ende eine
aufgeräumte Stimme, die
meint, der Tobias Künzel
von den PRINZEN zu sein.
Wie bitte? ... ach, sooo ...,
stammel ich, na, das tut mir
ja jetzt leid ... ich hatte ja
keine Ahnung, dass DUUUU
... wenn ich gewusst hätte,
dass DUUUU ... ich hätte ja
sofort zurückgerufen ... der
Tobias Künzel von den
PRINZEN, wie schön, dass**

**wir mal miteinander
sprechen!**

**Wir verabreden uns und
schon vier Jahre später
haben wir zusammen eine
CD produziert mit dem
niedlichen Titel »Ich würd
dich gerne wieder siezen!«.**

**Warum so spät? Weil
niemand uns einen Termin
gesetzt hat. Ohne Termine
aber ziehen sich die Dinge.
Wenn Sie sich fragen,**

**warum dies oder das in
Ihrem Leben noch nicht
passiert ist, dann sage ich
Ihnen, warum. Sie hatten
einfach keinen Termin!**

**Also, wer den Franz-Grothe-
Preis bekommen, die besten
Komödianten Sachsens zum
Lachen gebracht hat, mit
einem Soloprogramm (sind
mittlerweile schon drei)
tourt und eine eigene CD**

**auf dem Tisch liegen hat,
den kann wohl niemand
mehr aufhalten.**

Doch.

**Es gibt eine einzige
Person, die das kann.**

**Es ist diese Frau, die so
stolz war, als ihr bei einem
VIP-Empfang alle
hinterhersahen.**

**(Es stellte sich heraus,
dass sie vergessen hatte,
das Preisschild von ihrer**

Jacke abzureißen.)

Es ist die Frau, von der das Publikum zu Beginn der Vorstellung die hektischen Worte »Scheiße, Scheiße, Sch...« über die Tonanlage hörte, weil sie den Auftritt verpasst hatte, aber das Mikro schon an war.

Es ist die Frau, die erhobenen Hauptes bei der Eröffnung des Chemnitzer Opernhauses galant über

**den roten Teppich schritt.
(Während ihr Strumpfbein
eine handbreite
Laufmasche hatte.)**

**Es ist die Dame, die bei
einem Treffen mit Gunther
Emmerlich einen seiner
Bekannten mit den Worten
anquatschte: »Wir haben
doch auch schon mal was
zusammen gemacht, oder?
Waren Sie nicht bei der
Requisite?« (Es war der**

neue Fernsehdirektor.)

**Es ist diese Person, die
von außen an der
Glasscheibe des
Konferenzzimmers der
MDR-
Unterhaltungsredaktion
Plattnasen und
Quetschgrimassen machte,
weil sie drinnen einen
Bekannten entdeckte, der
so ernst und
geschäftsmäßig rumsaß. (Es**

war gerade Leitungssitzung mit dem Chef der Fernsehunterhaltung.)

Es ist die Frau, die auf Zehenspitzen nach Hause kommt. (Nicht, weil sie leise sein will, sondern weil sie unterwegs beide [!] Absätze verloren hat.)

Das bin ich. Katrin Weber. Sie müssen sich meinen Namen nicht merken. Sie kriegen schon mit, wenn ich

in der Nähe bin.

Nachwort

Ehrlich gesagt, hatte ich – wie die meisten Männer – ein bisschen Angst vor Katrin Weber. Vor allem wegen ihres Lachens. Das ist ein Lachen, mein lieber Mann, damit kann man Rohre entkalken. Und sie

weiß das. Man merkt das daran, wie sie sich bemüht, ihr Lachen wieder einigermaßen in den Griff zu bekommen, bevor sie allen Anwesenden die Locken aus der Frisur gelacht hat. Sie schnauft dann noch eine Weile vor sich hin, und man sitzt da und denkt so halb beängstigt, halb amüsiert, hoffentlich geht das jetzt

nicht noch mal los. Und dann geht es noch mal los, dieses ansteckende, ungewaschene, ehrliche Lachen. Es hat schon viel Schaden bei Theaterproben und Dreharbeiten angerichtet. Sie lasen davon.

Katrin Weber kommt aus dem Vogtland, wo eine ruppige Ehrlichkeit zu Hause ist. Das waren arme

Leute dort früher, und die waren oft zu schwach, um sich Artigkeiten auszudenken. Ehrlichkeit ist ja immer etwas direkt, aber diese raue vogtländische Ehrlichkeit hat etwas, an der zartere Naturen wie, ich sage mal, Oberbayern oder Ostfriesen, zugrunde gehen würden. Insofern ist Katrin gar nicht so sozial unbeholfen, wie sie

sich immer dünkt. Sie ist einfach vogtländisch direkt, und in ihren Augen steht die Botschaft: »Nun, nehmt euch mal alle nicht so ernst! Ich nehme mich ja schließlich auch nicht ernst!« Ohne diese Haltung wäre sie wahrscheinlich auch schon trübsinnig geworden, denn Katrin hat in ihrem Leben wahre Lawinen an Pannen

losgetreten, und es gibt kaum eine Situation, die in ihrer Gegenwart nicht in etwas furchtbar Peinliches und zugleich göttlich Komisches umgeschlagen wäre. Der Witz an diesen Pannen ist, dass sie fast immer dadurch entstanden, dass Katrin sie sorgsam vermeiden wollte. Diese feine, beständige und natürlich auch neurotische

**Achtung auf ihre
Außenwirkung hat ihr denn
auch diese von
unabhängigen Jurys
bestätigte
»Vorkriegseleganz«
eingebracht, und
tatsächlich hat sie einen
UFA-Charme, für den sie
unter Artenschutz gestellt
werden sollte. Sie scheint
aus einer Zeit zu stammen,
als Frauen schon**

**Selbstbewusstsein hatten,
aber noch Manieren. Es ist
ein Charme, dem man nicht
erliegt, sondern vor dem
man auf die Fresse fliegt,
wie mehrere Vertreter
meines Geschlechtes
ungern, aber dann doch
bestätigen werden. Aber
diese Aufmerksamkeit, die
sie zu einer divenhaften
Erscheinung macht, gilt
Gott sei Dank nicht nur ihr**

**selbst, sie gilt auch
anderen. Anders ist es nicht
zu erklären, weshalb diese
Frau eine so unglaubliche
Parodistin ist. Sie können
sich als Faustregel merken:
Wenn Katrin Weber Sie
nicht nachmachen kann,
existieren Sie
wahrscheinlich nicht! Und
ihre stupende Fähigkeit zur
Parodie, gepaart mit einer
blitzschnell umschaltenden**

Wandlungsfähigkeit, macht sie als Diva erst erträglich. Denn Hand aufs Herz, mit wem würden Sie lieber ausgehen? Mit Mireille Matthieu (gut, in den Siebzigern hätte die Frage irgendwie mehr Sinn gemacht) oder einer Frau, die bei Bedarf mal kurz ein paar Minuten so sein kann wie Mireille Matthieu?

Wenn man länger und

**genauer hinguckt, kann
man manchmal sehen, wo
das alles herkommt.**

**Irgendwo tief in ihr –
würde ich sagen, wenn ich
Peter Maffay wäre – ist sie
nämlich immer noch die
Webse, der klaane schwarze
Deifl. Mit kindlichem Spaß
am Herumkrakeelen,
Augenrollen und
Backenaufblasen. Ihr
Geheimnis ist, dass sie eben**

**nichts davon verloren und
vieles dazugewonnen hat.
Wir Normalsterblichen
können oft nur eines davon.
Deswegen gehört Katrin
Weber zu den bedeutenden
sächsischen
Sehenswürdigkeiten, und
jetzt, wo Sie, liebe Leserin
und lieber Leser, wissen,
wie sie dazu wurde, sollten
Sie sich die Dame mal in
echt angucken. Ich**

**versprechen es Ihnen: Sie
werden lachen!**

Ihr Stefan Schwarz

Impressum

ISBN 978-3-8412-1294-8

**Aufbau Digital,
veröffentlicht im Aufbau
Verlag, Berlin, März 2017
© Aufbau Verlag GmbH &
Co. KG, Berlin 2017**

**Die deutsche Erstausgabe
erschien 2017 bei Aufbau,
einer Marke der Aufbau**

Verlag GmbH & Co. KG

**Dieses Werk ist
urheberrechtlich geschützt.
Jegliche Vervielfältigung
und Verwertung ist nur mit
Zustimmung des Verlages
zulässig. Das gilt
insbesondere für
Übersetzungen, die
Einspeicherung und
Verarbeitung in**

**elektronischen Systemen
sowie für das öffentliche
Zugänglichmachen z.B.
über das Internet.**

**Schutzumschlaggestaltung
zero-media.net, München
unter Verwendung eines
Fotos von © Clementine
Photography**

E-Book Konvertierung: le-

tex publishing services
GmbH,
www.le-tex.de

www.aufbau-verlag.de